



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

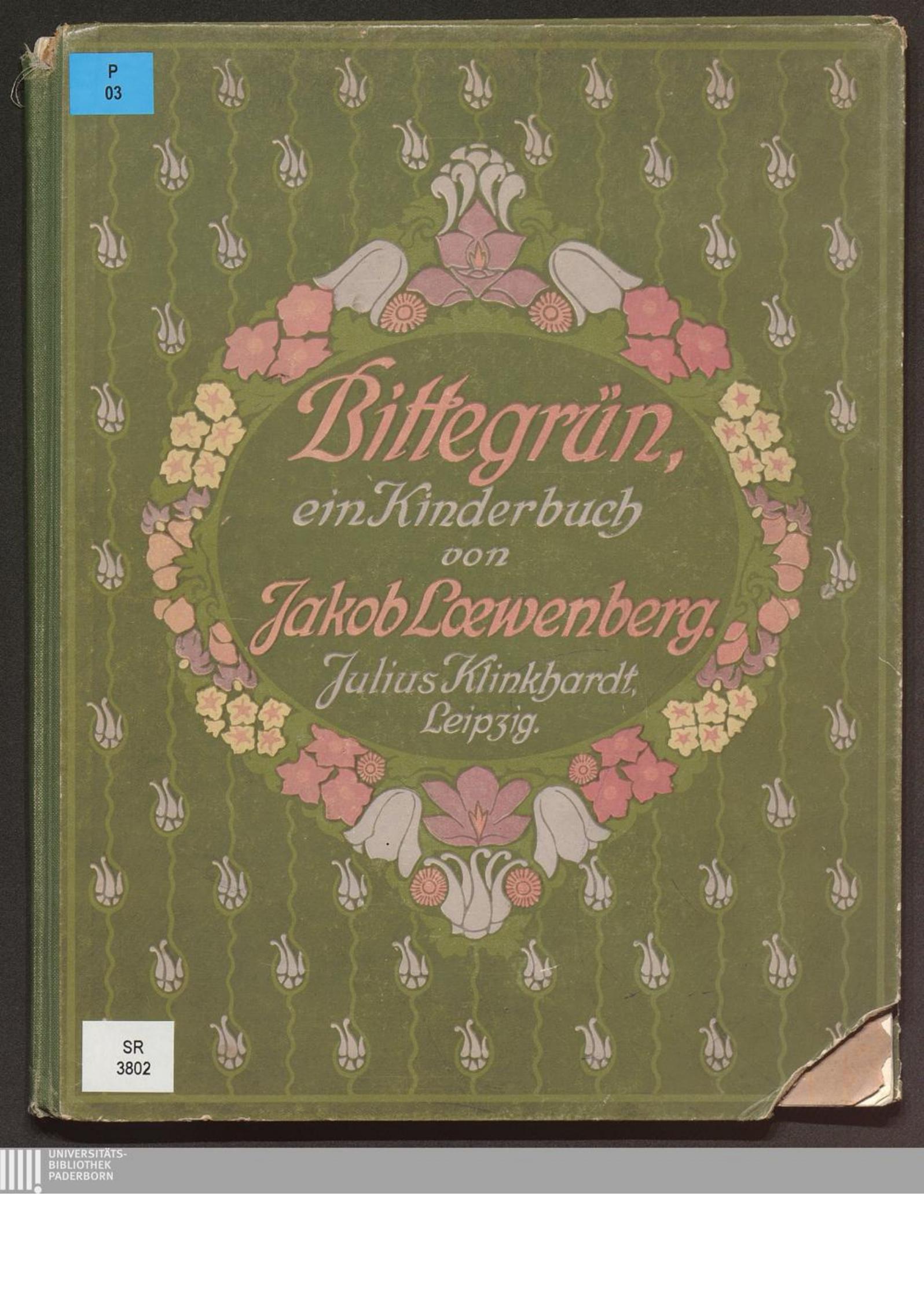
Bittegrün

Loewenberg, Jakob

Leipzig, 1913

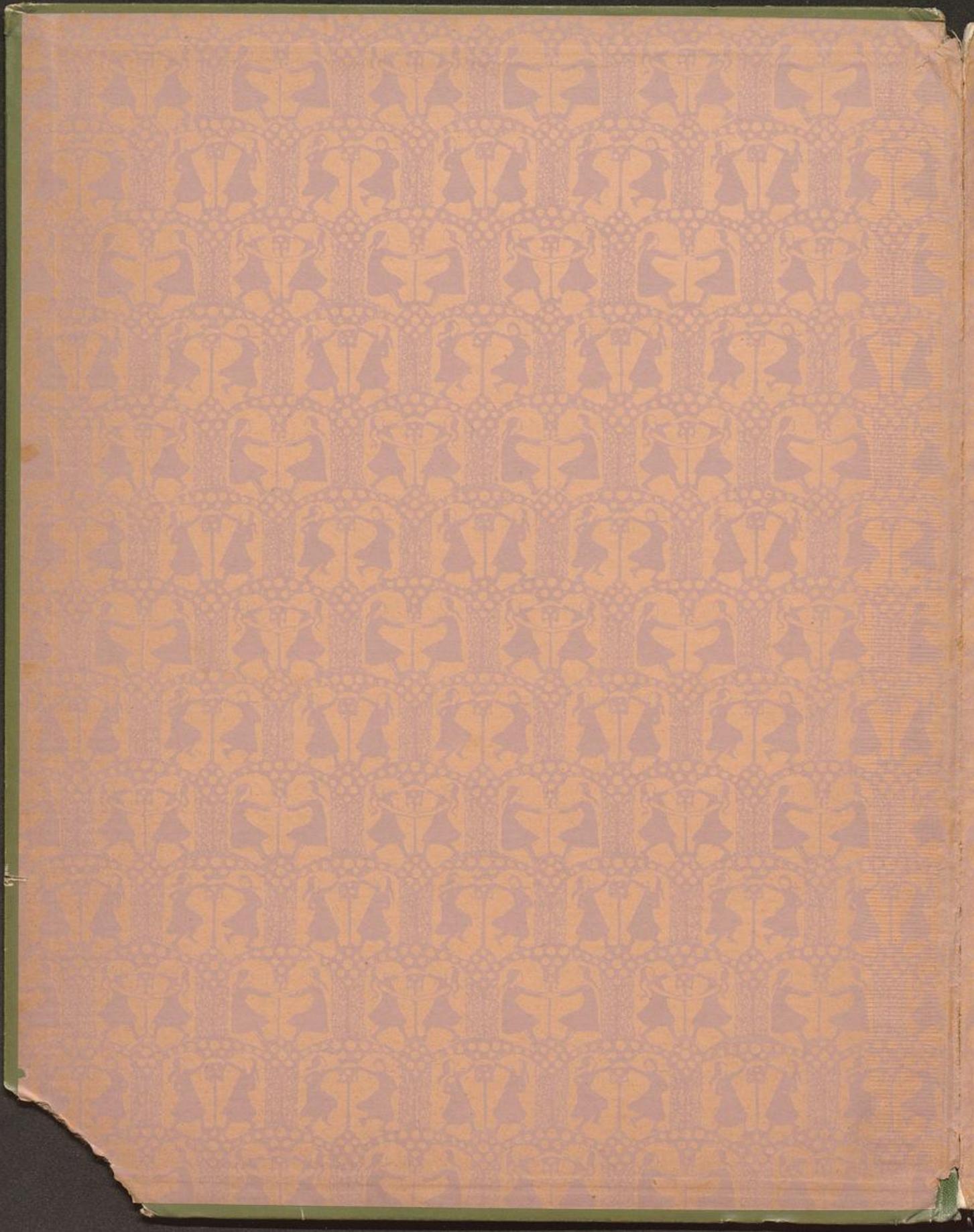
urn:nbn:de:hbz:466:1-28309

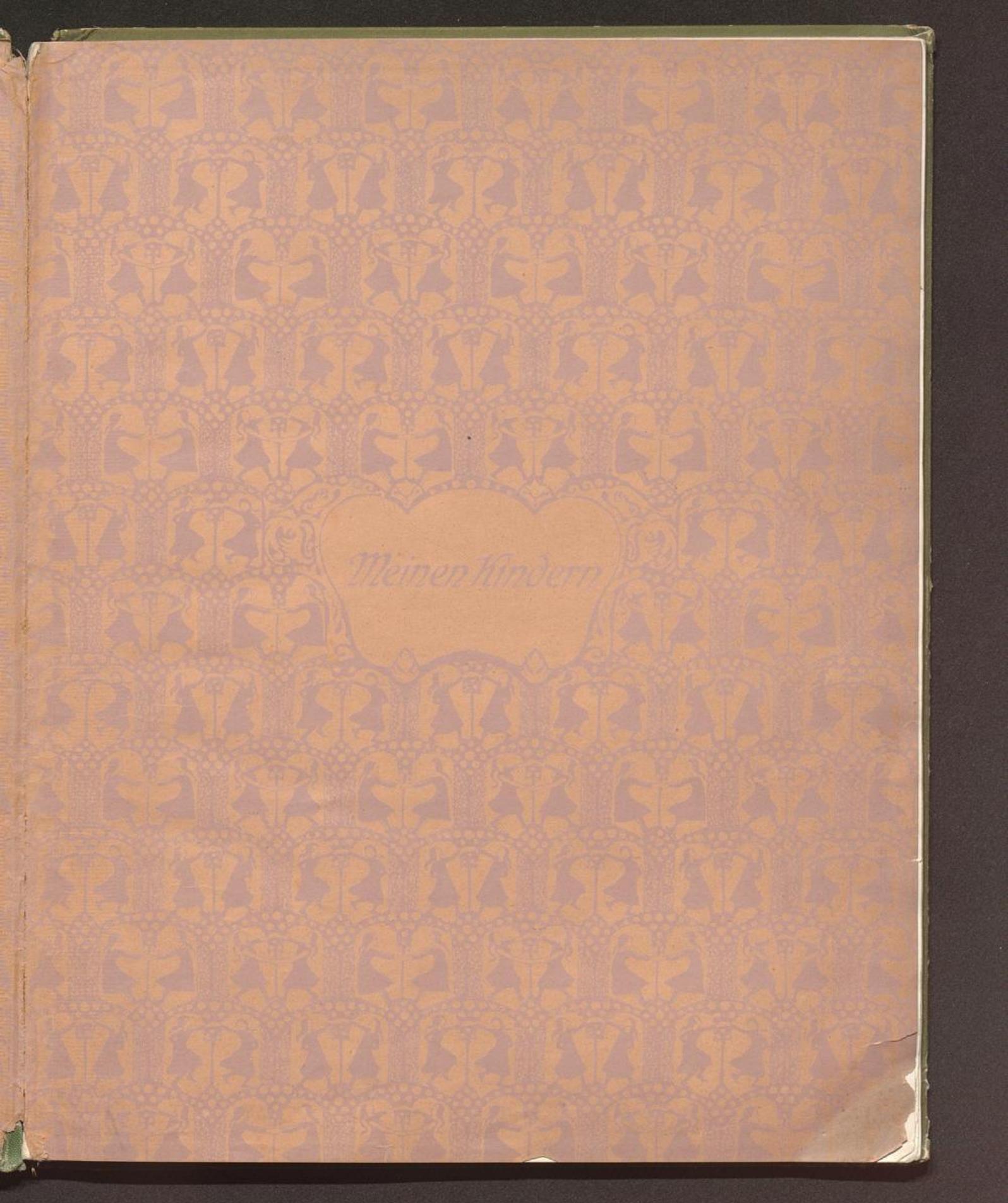
P
03



Bittegrün,
ein Kinderbuch
von
Jakob Loewenberg.
Julius Klinkhardt,
Leipzig.

SR
3802





Meinen Kindern

20. 4.
Cm. 1915
A 83602 B



Bittegrün

Ein Kinderbuch von
Jakob Coemenberg
mit Bildern von Else Raydt



Verlag von Julius Klinkhardt in Leipzig





Universitätsbibliothek Paderborn
03
SR
3802

1413836
BSKl

Inhalt.

	Seite
Bittgrün	3
Der Riese	6
Mutschi	7
Der Kapitän	10
Der Wegweiser	11
Auf der Straße	13
Ferien	14
Picco	15
Lord	17
Lanzlied	20
Maife	21
Wie die erste Möve auf die Alster kam	25
Ecke Neckepenn	29
In der Muschel	36
Annchens Himmelfahrt	37
Kotkappchen	38
Die Sonnenblume	39
Die Flöte	44
Der Spielmann	47
Wiegenlied	49
An der Straßenecke	50
Weihnachten bei den Großeltern	51
Das Tannenbäumchen	52





Unten in dem Keller eines hohen Hauses wohnte einmal ein kleines Mädchen. Das Haus stand in einer langen Gasse in einer großen Stadt. Und die Gasse war so eng, und der Keller so tief, daß kein Sonnenstrahl hinein konnte. Aber, wenn man an einem klaren Abend mitten auf der Straße stand und den Kopf zurückbog und gerade in die Höhe guckte, dann konnte man drei helle Sterne sehen.

„Mutter, die Sterne sind doch wunderschön!“ sagte das kleine Mädchen.

Die Mutter war krank und lag im Bett. Und sie seufzte: „Ja, Kind, die Sterne sind schön, aber der Wald ist noch viel schöner.“

„Mutter, was ist das, Wald?“

„Das sind ganz viele Bäume, und da wachsen so feine Blumen, und da singen die kleinen Vögel, und da — da möchte man immer sein.“

„Warst du denn schon mal da?“

„Ja, als ich noch so ein kleines Mädchen war wie du, jeden Tag.“

„Und warum gehst du jetzt nicht hin?“

„Es ist so weit, und ich bin zu müde zum Gehen, und das Fahren kostet viel Geld.“

„Ja, das tut es“, sagte das kleine Mädchen bedächtig und nickte mit dem Kopfe.

Aber nur wenige Tage später saß es selber im Wagen. Die Mutter war gestorben, und nun wurde sie hinaus auf den Friedhof gefahren, wo der Vater schon lange lag. Als das kleine Mädchen draußen die hohen Bäume und die bunten Blumen sah, dachte es, jetzt ist Mutter wieder im Wald, und heimlich pflückte es von einem Busch ein kleines Zweiglein ab und nahm es mit nach Hause.

Da stellte es das Reislein in ein Wasserglas und freute sich, daß es so grün blieb.

Aber ein paar Tage darauf, als es abends danach guckte, war es doch welk geworden, und die Blättchen hingen zur Erde. Da nahm es das Zweiglein zwischen seine beiden Hände und sagte ganz leise: „Bitte, grün!“

Und im selben Augenblick stand ein kleines grasgrünes Männlein vor ihm, zog sein grünes Müglein ab und sagte: „Da bin ich, du hast mich gerufen.“

Das Mädchen erschrak erst, als aber der Kleine es so lustig anguckte, bekam es wieder Mut und fragte: „Wer bist du denn?“

„Ich bin Bittegrün, und du hast mich gerufen.“

„Bittegrün?“

„Ja, Bittegrün, und was willst du von mir, kleine Dirn? Ich kann dir alles geben. Wünsch dir nur was.“

Da erschrak das kleine Mädchen wieder und wußte vor lauter Freude nicht, was es sich wünschen sollte. Als es aber das kleine Männlein so fröhlich vor sich umherspringen sah, sagte es: „Ich möchte auch immer so lustig sein, wie du.“

„Das kannst du sein, du kleine Dirn, du und alle Kinder in der Gasse. Ihr müßt nur immer ein bißchen Grün bei euch haben, und wenn ihr euch trefft, dann ruft ihr: Bittegrün! und wer was Grünes hat, der ist lustig, und wer nichts hat, zahlt Strafe. Verstanden, kleine Dirn?“

„Ja, lieber Mann.“

„Und wenn du mal in Not bist, in Not, hörst du, dann rufft du dreimal meinen Namen, und dann bin ich da und helfe dir. Verstanden, kleine Dirn?“

„Ja, lieber Mann.“

„Dann guck mal dein Zweiglein an, es ist schon wieder grün.“

Und wie das Mädchen das grüne Zweiglein beguckte, war das Männlein verschwunden.

Am andern Tag lief das kleine Mädchen auf die Gasse und rief: „Jungens, Deerns, ich weiß ein neues Spiel!“ Und es erklärte ihnen alles. Und so eins rief: Bittegrün, mußte das andere gleich was Grünes zeigen. Wer aber nichts Grünes hatte, der mußte eine schwere Strafe zahlen: eine Marmelkugel oder ein Bild oder einen Streichholzkasten oder sonst was. Und es war ganz merkwürdig, woher die Kinder immer das Grüne bekamen: mal von einem Grünhändler, mal von einer Blumenkarre, mal von einem Busch in den Anlagen. Und wer etwas Grünes bei sich trug, der war lustig und fröhlich, wer aber nichts hatte, der war traurig und griesgrämig.

Einmal, es war noch weit vor Weihnachten, aber es winterte schon stark, konnte das kleine Mädchen gar nichts Grünes mehr bekommen. Sein Zweiglein war längst verdorrt; die Frau, bei der es jetzt war, mochte so'n Zeug im Glase nicht leiden. Und so hatte es nichts. Und da lief es von dem Hause auf die Gasse, von der Gasse auf die Straße, von da auf die Landstraße immer weiter und weiter. Aber es war alles verschneit, kein grünes Hälmschen oder Blättchen zu sehen. Und lief weiter und weiter. Und da kam es an den Wald. O, war der schön! Da standen



die Tannen im weißen Kleid wie lauter Prinzessinnen, die Hochzeit machen wollen. Und das glitzerte und schimmerte, die reine Pracht! Mit ausgebreiteten Armen lief es auf sie zu und versank in den Schnee, tiefer und tiefer. Nur das Köpfchen guckte noch oben heraus. Da war es in Not, und da rief es in seiner Angst: „Bittegrün!“ und noch einmal leiser: „Bittegrün!“ und zuletzt ganz leise: „Bittegrün!“ Und im selben Augenblick kam das kleine grüne Männlein gesprungen, und der Schnee schmolz rings umher, und eine grüne warme

Laube wuchs um das Kind auf, und lächelnd schloß es die Augen und schlief ein. Und als es sie wieder aufschlug, da hatte ein großer grüngerleiderter Mann es im Arm, der sprach fröhlich vor sich hin: „Sundevogel, ich will dich der Mutter bringen, da hat sie Ersatz für unser Seliges. Bist du auch schwach und zart, im Wald wirst du schon gedeihen.“

Und als er sah, daß die Kleine wach war, da fragte er: „Wie heißt du denn, mein Kind?“ — Und halb noch im Traum antwortete das kleine Mädchen: „Bittegrün.“





Der Riese.

Und wenn ich keinen Apfel krieg,
Dann weiß ich, was ich tu.
Dann schmeiß ich alle Bäume um
Und euer Haus dazu.

Dann schmeiß ich die ganze Straße um
Und Garten, Wiese und Feld.
Dann schmeiß ich noch den Himmel um
Und auch die ganze Welt."

"Du kleiner Knirps, wo bleibst denn du?"

"Ich klettere oben drauf."

"Und wenn die Welt kaputt dann ist?"

"Dann bau ich sie wieder auf!"



Es war einmal ein kleiner Junge, der hieß Mutschi. Der sagte immer: „Ich auch, ich auch!“ — Wenn er durchs Fenster guckte und ein Reiter vorbeikam, rief er: „Ich will auch reiten!“ Wenn er im Garten spielte und ein Vögelchen von dem Busch auf den Baum flog, klatschte er in die Hände: „Ich will auch fliegen!“ Und wenn er um den Teich spazierte, in dem die kleinen Fischchen schwammen, schrie er allemal: „Ich will auch schwimmen!“

Einmal war er ganz allein im Hause. Da stellte er sich vor die Türe und knallte mit seiner Peitsche: „Hopp, hopp!“ Da kam ein weißes Pferdchen hergelaufen und hatte einen goldenen Sattel auf dem Rücken. Das Pferdchen blieb vor dem Jungen stehen, kniete mit den Vorderfüßen nieder und sagte: „Sitz auf, Mutschi!“

Da sprang der Junge auf seinen Rücken

und rief: „Jetzt kann ich reiten, hurra, hopp, hopp!“ — und fort ging's.

Draußen an der Hecke bei dem Felde stand sein Schwesterchen. „Wohin willst du, Mutschi?“

„In die Welt, Annette, willst du mit? Komm, hier ist noch Platz.“

„Nein, ich bleibe lieber bei Vater und Mutter.“

„Dann bleib du nur. Adjö!“ Und er knallte mit der Peitsche, und das Pferdchen lief, was es laufen konnte.

Da lief es zuerst über eine große, große Wiese, dann über einen ganz hohen Berg und dann durch einen dichten, dunklen Wald. Und als es aus dem herauskam, lief es durch schöne, grüne Felder, wo die roten und blauen Blumen wachsen, und dann kam wieder Wald, aber ein ganz kleiner. Die Bäumchen waren nicht höher als sonst das Gras:

aber sie standen so dicht beisammen, daß man die Erde nicht sehen konnte. Das war die Heide. Und als die Bäumchen aufhörten, lag da ein hoher breiter Sandwall. Das Pferdchen trabte hinauf, ein bißchen langsam, denn es war müde, und als es endlich ganz oben war, da schaukelte sich an der andern Seite das Meer, das große, glänzende Meer.

„Jetzt kann ich nicht mehr weiter, jetzt mußt du absteigen“, sagte das Pferdchen.

„Ich will aber noch weiter“, schrie der Junge, „ich will!“

Hopfa! machte das Pferdchen, schlug die Hinterbeine in die Höhe, und bums, fiel der Junge hinunter und rollte den hohen Sandwall hinab und gerade ins Meer hinein.

Da kam ein goldroter Fisch geschwommen, mitten durch seine Füße hindurch. Der Junge reckte sich in die Höhe, hielt sich an der Rückenflosse fest und jauchzte: „So, nun kann ich wieder reiten!“

„Schwimmen!“ gurgelte der Fisch.

„Schwimmen“, schrie der Junge, „das ist noch besser!“ Und da schwammen sie durch das tiefe, weite Meer. Unten am Grunde guckten die kleinen Fischchen zu und tanzten vor Freude, als sie den Jungen schwimmen sahen, und oben über ihm flogen die Vögel hin und riefen einander zu: „Nun sieh doch mal, nun sieh doch mal, das ist der Mutschi!“

Und wie er immer weiter schwamm, da kam ein Schiff daher. Und vorn auf dem Schiff stand der Vater und sah ganz böse aus und guckte überall umher und fragte immer: „Wo mag nur der Junge sein?“ Und als Mutschi das hörte,

da sagte er zu dem Fisch: „Schnell, tauch unter, sonst sieht er mich.“

Da tauchte der Fisch unter, und sie kamen bis auf den Grund, wo die weißen Muscheln glänzen und die roten Seesterne leuchten. Und Mutschi kriegte die Augen voll Wasser und wurde plitschenaß und schrie ärgerlich: „Ich will rauf, rauf, du dummes Wassertier!“

Da ging der Fisch in die Höhe, und gerade als Mutschi aus dem Wasser tauchte, flog ein großer, weiß und schwarzer Vogel daher, packte den Jungen mit seinem Schnabel, spannte die Fittiche weit aus, warf ihn auf den Rücken und flog mit ihm hoch in die Luft.

„Jetzt hab ich Flügel, jetzt kann ich auch fliegen“, rief Mutschi, „juchhei, nun bin ich ein Kerl!“

Und der Vogel flog immer höher, und die Sonne sank immer tiefer, und zuletzt ging sie unter. Da schwebte eine bleiche Frau in langen schwarzen Kleidern an ihnen vorbei. Das war die Nacht, die wollte nach der Erde hin. Aber sie flogen immer höher bis zu dem Mond und den kleinen Sternen.

„Guten Abend Mutschi, wo kommst du denn her?“ fragten die kleinen Sterne. „Es ist ja schon so spät, du solltest schon längst schlafen.“

„Ich will aber nicht schlafen, ich will fliegen, immer höher, bis in den Himmel, bis ich sehen kann, wie die Sonne an der andern Seite schon wieder rauskommt.“

Da lachten die Sterne, und der Vogel sagte: „Bis in den Himmel, Junge, das kann ich auch nicht, dann flieg du nur lieber mit der Wolke.“

Dann will ich auch mit der Wolke fliegen, heda, rasch!" Und da kam eine große schwarze Wolke und nahm den Jungen in ihren Arm, ganz sacht, ganz weich. Und wie sie dahinflogen, da war es ihm auf einmal, als ob ein paar Tropfen auf seine Backen fielen, große, heiße Tropfen.

"Das fühlt sich gerade an, wie Tränen von meiner Mutter", sagte Muttschi traurig.

"Ja, Junge", sagte die Wolke, "das sind auch Tränen von deiner Mutter. Ich kam gerade vorbei, als sie weinte, da hab ich sie mitgenommen. Wisch sie ab, wir kommen bald in den Himmel, und da mußt du ein reines Gesicht haben."

Da fing der kleine Junge an zu weinen und schluchzte: „Ich will gar nicht in den Himmel, ich will auch die Sonne nicht sehen, ich will nur nach Hause, zu meiner Mutter will ich.“

Und sobald er das gesagt hatte, da ging die Wolke immer tiefer, ganz schnell, und sieh, da lag der Junge unten in einem dichten Haselbusch im Garten.

Und vor dem Busch stand die Mutter und bog die Zweige auseinander und weinte vor Freude und rief ganz glücklich: „Da ist er ja, da ist er ja, da ist unser Muttschi!“

Und die Sonne ging gerade auf und guckte über die Hecke und lachte mit dem ganzen Gesicht.





Der Kapitän.

Surra! jetzt bin ich Kapitän,
Der Stuhl hier ist mein Steuer,
Ich laß die Fahnen lustig wehn,
Leg Kohlen auf das Feuer.

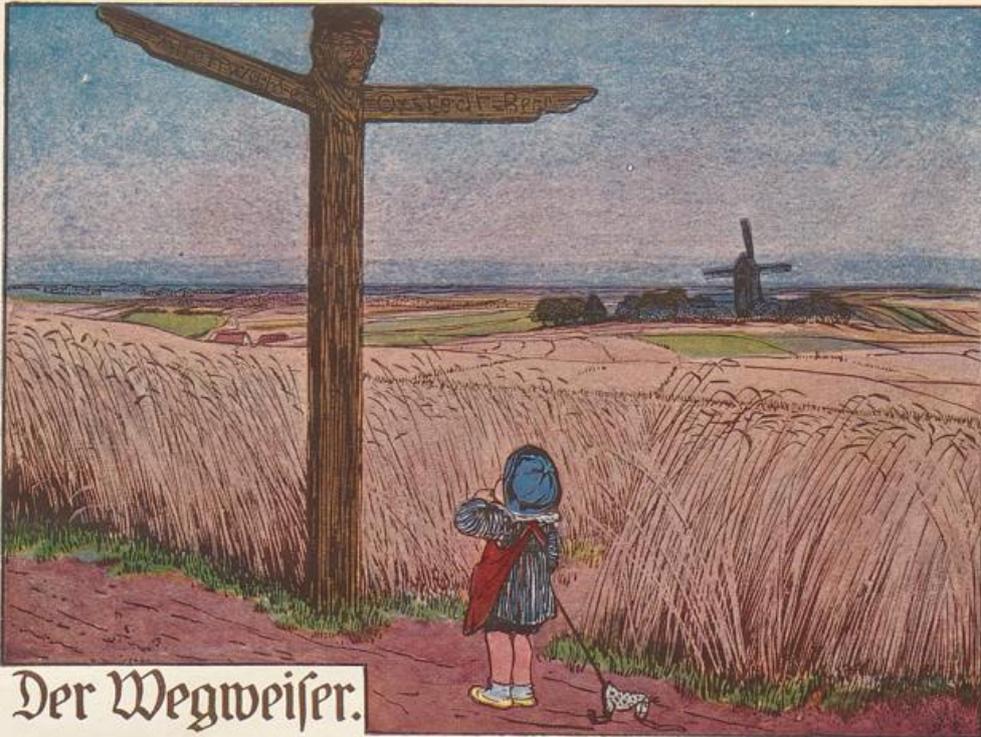
Du bist der Schornstein, du stehst da,
Nun geht es vorwärts, Trude,
Nach Afrika, Amerika
Und auch nach Burzthude.

Das Schiff ist von der besten Art,
Keins von den alten Kuffen.
Wir machen eine weite Fahrt,
Nun mußt du tüchtig puffen.

Da kommt der Sturm herangebraust,
Ich glaub die Welt geht unter.
Und da ein Walfisch, hu, mir graust!
Duck dich, der schluckt dich runter.

Da sind wir, pudelnaß mein Kock.
Zu Hause ist's doch netter.
Nun brau mir einen steifen Grog.
Verflucht, war das ein Wetter!





Der Wegweiser.

Hänschen sagte zur Mutter: „Ich bin schon groß, ich kann alles, ich kann gehen und laufen, ich kann springen und reiten. Ich zieh in die Welt. Was soll ich dir mitbringen, Mutter?“

Die Mutter lachte: „Du Gausewind, du Flauserwind, nichts kannst du, nicht einmal dein Näschen pugen. Wenn du drei Schritte gegangen bist, wirfst du bange und läufst zurück.“ Da machte Hänschen ein böses Gesicht: „Wollen mal sehen!“ Und ging in den Wald. Er guckte sich noch ein paarmal um, aber die Mutter kam nicht hinter ihm her. Da wanderte er weiter.

Auf einmal sprang ein Häschen auf. „Häschen, wohin?“ rief Hans. „Gib mir doch ein Osterei für meine Mutter.“ Da lachte das Häschen: „Dummer Junge du, es ist ja Michaelstag, und er will ein Osterei!“ Und lief weiter.

Da kam Hans an einem Hagebuttenstrauch vorbei und sagte: „Du, gib mir von deinen schönen roten Beeren für meine Mutter.“ Aber der Dornstrauch sagte: „Du kleiner Knieps, warum sagst du nicht erst bitte schön?“ Und als Hänschen sich die Butten doch nehmen wollte, stach er ihn heftig. „Alte Kragbürste!“ schrie Hans und lief weiter. Und der Dornbusch lachte ihn aus.

Da kam die Nacht gegangen. Eine große, stille Frau, ganz dunkelschwarz. Erst war Hans bange und wollte fortlaufen, aber dann faßte er sich ein Herz und dachte: Ich bin doch ein Junge! und blieb stehn und sagte: „Liebe Frau Nacht, gib mir doch einen von deinen schönen Sternen, ich möchte meiner Mutter gern etwas von meiner Reise mitbringen. Bitte schön!“ Da ließ die Nacht ein helles Sternlein fallen; aber ehe Hans es greifen konnte, war es verschwunden.

Und es ward ganz dunkel um ihn her. Und er ging weiter und weiter und dachte an seine Mutter und fing an zu weinen. Da stieß er auf einmal mit dem Kopf an etwas Hartes, und wie er in die Höhe guckte, der Mond war gerade aufgegangen, da sah er einen Wegweiser vor sich stehen. Er sah ihn ganz lange traurig an, dann sagte er: „Lieber Wegweiser, ich kann noch nicht lesen. Zeige mir doch den Weg!“

Da sagte der Wegweiser: „Wohin willst du denn?“

„Zu meiner Mutter“, sagte Hans.

„So? Zu deiner Mutter? Ich dachte, du könntest schon allein durch die Welt wandern.“

„Spotte nicht, lieber Wegweiser, zeig mir doch den Weg. Bitte schön!“

„Eigentlich müßt ich hier stehen bleiben“, sagte der Wegweiser. „Aber es ist ja schon spät in der Nacht, und es werden keine andern Leute mehr kommen. So will ich denn mit dir gehen.“

Er ging aber nicht, er hüpfte immer; denn er hatte ja nur ein Bein, und Hans

tappte hinter ihm her. Als aber der Wegweiser sich nach einem Weilschen umguckte, war Hans ganz weit zurückgeblieben; die kleinen Beinchen waren müde geworden. Da blieb der Wegweiser stehen, bis Hans zu ihm herangekommen war und sagte: „Du, Hans, kannst du reiten?“

„Ob ich kann!“ sagte Hans.

Da neigte sich der Wegweiser und sagte: „So, dann setze dich auf meinen Arm und halte dich fest. Nein, nicht so, nicht auf den linken, auf den rechten Arm, der zeigt gerade zur Mutter hin.“

Und Hans setzte sich auf den rechten Arm, hielt sich tapfer mit beiden Händen fest, und so kamen sie schnell weiter.

Am Waldrand blieb der Wegweiser stehen. „Wer kommt daher?“ fragte er, „eine schwarze Frau, die stöhnt und schluchzt. Ist es die Nacht?“

Hans guckte auf und horchte ins Feld.

„Nein, es ist meine Mutter!“

Da senkte der Wegweiser seinen rechten Arm, setzte Hans behutsam ab und hüpfte in den Wald zurück.

Hans aber lief auf seine Mutter zu und schrie: „Mutter! Mutter!“

Und die Mutter lachte und weinte: „Hans, mein Hans!“ Und sie nahm ihn in die Arme und herzte und küßte ihn.

Da sagte Hans ganz traurig: „Mutter, ich habe dir doch nichts mitgebracht, ich bin doch noch zu klein.“

Aber die Mutter drückte ihn noch fester an sich und sagte ganz glücklich: „Alles, alles, mein Junge, hast du mir mitgebracht.“

Da dachte Hans im Stillen: Was mag das wohl sein? —



Auf der Straße.

Auf der Straße, auf der Straße,
Nirgends kann es schöner sein!
Lieber Regen auf der Straße
Als im Hause Sonnenschein.

Drinne — eins, zwei, drei, vier Schritte,
Und die Bahn ist schon verstellt,
Immer kehrt und wieder kehren.
Aber draußen liegt die Welt!

Wege gibt es ohne Ende,
Freuden gibt es ohne Zahl.
Jeder Baum fragt: Kannst du klettern?
Jeder Stein ruft: Wirf mich mal!

Und da kommt's zum Spiel gesprungen,
Nachbars Fritz und Hans und Hein.
Auf der Straße, auf der Straße,
Nirgends kann es schöner sein!





Ferien.

Sonne lacht vom blauen Himmel:
Junge, was rennst du so?
Wind springt flink durch Busch und Bäume:
Junge, nun sei doch froh! —
Nein, er darf nicht die Welt besehn,
Junge muß zur Schule gehn.
Ätſch, ätſch, ätſch!

Bächlein kichert: Willst nicht baden?
Ach, mein Wasser ist kühl!
Vöglein zwitschert aus grüner Hecke:
Bleib doch hier und spiel! —
Nein, er bleibt nicht einmal stehn,
Junge muß zur Schule gehn.
Ätſch, ätſch, ätſch!

„Wartet“, ruft der Junge grimmig,
„Wenn erst Ferien sind,
Hei, da fliegen meine Bücher
Schneller als der Wind!
Spiel von früh bis abends drauß,
Sing und spring und lach euch aus.
Ätſch, ätſch, ätſch!“



Niemand wußte, woher er gekommen war. Eines schönen Junimorgens spazierte er im Mittelweg unsres Gärtchens in seinem tiefschwarzen Röckchen auf und ab, drehte das Köpfchen mit den hellen runden Auglein hin und her, als ob er prüfen wollte, ist hier auch gut sein? Dann blieb er stehen, drehte sich um, ging wieder auf und ab und nickte zufrieden: Ja, hier ist gut sein. Trudchen sah ihn zuerst vom Küchenfenster aus.

„Mutter, Vater, Mutter guck mal!“

Und Mutter und Vater guckten, und die beiden Jungen, Lutz und Lorenz, kamen hergerannt und guckten auch.

„Wie fein, Vater, bring ihn uns!“

„Ich will's versuchen. Bleibt aber hier.“

Der Vater stieg behutsam in den Garten hinab. Der kleine Schwarze sah ihn kommen, tat aber garnicht erschrocken, sondern stolzierte ruhig in das Lauben-

häuschen hinein, als wenn er sagen wollte: Ich will's dir bequem machen. Im Freien kriegst du mich ja doch nicht. Und gleich darauf hatte der Vater ihn in der Hand.

Die Kinder stürmten herbei.

„Zeig mal, Vater, zeig mal, was ist es?“

„Eine Krähe?“

„Eine Elster?“

„Dummbart, die ist ja auch weiß.“

„Das Weiße kann ja noch kommen.“

„Ein Rabe?“

„Ich weiß es“, sagte Trudchen, „ein Vogel ist es, Vater!“

„Recht, mein Kind.“

„Und ich weiß wie er heißt“, rief Lutz, „gerade so sieht er aus. Weißt du noch, auf der Reise, im Gasthof? Piccolo!“

Und so hieß er denn Piccolo, und weil das ein bißchen lang und schwer war, nannten die Kinder ihn bald nur Picco.

Einen Namen hatte er nun. Nun mußte er auch ein Haus haben.

„Mutter, dürfen wir ihm eins im Salon suchen?“

Der Salon war ein Nebenraum im Keller, in dem allerhand Gerümpel, Kisten und Kästen aufgestapelt waren. Die Mutter hatte ihn so genannt, und es hat wohl in der ganzen Welt nie einen Salon gegeben, der Kindern so viel Freude gemacht hat wie dieser. Man holte eine Kiste, man zimmerte und hämmerte, es war nicht so leicht. Aber das Haus wurde doch fertig, und Picco zog hinein. Doch nur wenige Tage blieb er darin. Im Garten war es schöner, und als man sah, daß er nicht fortflieg, ließ man ihn gewähren. Er war ein feines, vornehmes Herrchen. Regentwürmer, die die Knaben eifrig unter den Steinen suchten, rührte er nicht an; aber Kuchenbröckchen und kleine Stückchen Fleisch und einen frischen Trunk, das mochte er.

„Vielleicht ist's ein verwunschener Königssohn,“ meinte Lorenz.

„Wer weiß!“ sagte der Vater und zuckte bedeutsam die Schultern.

Die Jungens glaubten das nicht so recht, sahen ihn aber doch mit größerem Respekt, mit geheimnisvoller Erwartung an.

Er machte sich nicht viel aus ihnen. Sein Liebling war Trudchen.

Als es das erstmal liebevoll auf ihn zueilien wollte, wich er erschrocken zurück, und das Kind sagte ganz bestürzt:

„Aber Picco, ich tu dir ja nichts. Ich bin ja doch kein Tier.“

Und Picco verstand es, und bald waren sie die treuesten Gefährten. Von morgens früh bis abends spät spielten

sie im Garten. Durch Busch und Beet, er voran, und das Kleine hinterher, oder auch umgekehrt.

„Picco, sieh mal meine Helmy, fein, magst leiden?“

Picco nickte.

„Picco sieh mal, wie ich turnen kann.“

Es faßte das Reck an und zog sich einen Zentimeter hoch von der Erde.

Picco sah bewundernd zu ihm auf.

„Picco, sollen wir mal Schule spielen?“

Picco saß schon auf der Bank.

So ging's den ganzen Tag, und abends, wenn es im Bettchen lag, betete es:

„Lieber Gott, ich bitte dich,

Hab meine Eltern lieb und mich,
und Picco auch!“

Die Brüder waren bald ausgeschaltet. Die beiden konnten keinen Dritten in ihrem Bund gebrauchen. Es war ein schöner Sommer!

Aber einmal hatte Trude zu toll mit Picco gespielt. Es war ihr heiß geworden, ein böses Fieber fiel sie an, und sie mußte wochenlang zu Bett liegen.

Als sie zum ersten Male wieder in den Garten ging, sah sie mit großen Augen umher. Wo war er nur?

Ja, wo war er nur? Keiner hatte sich um ihn bekümmert. War er fortgeflogen, um seine kleine Gespielin zu suchen? War er wirklich ein Königssohn gewesen und hatte ihre Liebe ihn erlöst? War er gekommen und gegangen wie ein Sommerglück?

Das Kind guckte mit Tränen in den Augen in das leere Häuschen, in die Laube, unter jeden Busch:

„Picco! Picco! Pic-coo? —





Sie hieß Friedel, und er hieß Lord. Sie war ein stämmiges blondes Dirnlein von fünf Jahren, und er war ein großer schottischer Schäferhund und drei Jahre alt. Ein feiner Kerl. Aus dem zottigen schwarzen Pelz sah ein schmaler, glatter blaßgelber Kopf mit klugen hellbraunen Augen hervor.

Die beiden waren unzertrennlich. Sie

tollten auf dem Hofe umher, sie kletterten die Treppe zum Heuboden hinauf, sie spielten Versteck in dem Stall, und sie schlüpfen heimlich durch die Büsche und Beete des Gartens. Wollte Friedel weiter, so bellte Lord sie an: Steig nur auf! Ich trage dich. War sie müde, so schmiegte er sich an sie: Fühl nur, ich bin ein weiches Kopfkissen. Wenn sie ausging, umkreifte er sie schützend; betrat

sie ein Haus, so wartete er vor der Tür, bis sie zurückkam.

Ihre Freundschaft war noch jung. Sie kannten sich nur erst wenige Wochen, und nun sollten sie schon wieder von einander lassen.

Lord war eigentlich nur zum Besuch gekommen. Sein früherer Herr war ins Ausland gegangen, und man hatte ihn so lange ins Haus genommen, bis sich ein neuer fände. Und er fand sich nur zu bald. „Morgen früh wird Lord abgeholt, Friedel!“

Das Kind erschrak bis in die tiefste Seele hinein. Fassungslos sah es den Vater an.

„Mein armer Lord, was hat er denn getan, Papa? Schick doch Nero weg, den alten wilden Nero, der reißt sich immer von der Kette los und macht den ganzen Garten kaputt.“

„Ich hab's dir ja schon gesagt, Kind, Nero ist nun schon lange bei uns und hat immer gut aufgepaßt, tags und nachts, den dürfen wir nicht wegschicken.“

„Aber ich mag ihn gar nicht leiden, gar nicht. Und Lord ist so gut.“

„Und Nero ist auch gut.“

„Dann behalt sie doch alle beide, Papa.“

„Das geht nicht, Friedel. Sie können sich auch nicht vertragen.“

„Das ist Nero allein seine Schuld. Der fängt immer an. Ach, Papa, behalt doch Lord, behalt ihn doch.“

„Es geht nicht, Friedel.“

„Kommt er denn weit weg?“

„Ganz weit.“

„Und dann kann er mich gar nicht mehr besuchen?“

„Laß das dumme Fragen!“

Den ganzen Tag war das Kind mit dem Hund zusammen. Heimlich ließ es mittags bei Tisch die Stückchen Fleisch in die Tasche gleiten, um sie nachher seinem Freunde zu bringen. Gegen Abend saß es mit ihm in der Scheunenecke, wo er sein Lager hatte, streichelte ihn immer wieder und versicherte zum hundertsten Male: „Und ich hab nichts dazu gekonnt, und Nero ist ganz allein Schuld daran.“ Und dann setzte es hinzu: „Und wenn's auch weit ist, du mußt doch wiederkommen, Lord. Ja, Lord, tußt du's auch?“

Und der Hund legte seinen Kopf an des Kindes Brust und blickte es mit großen Augen verständnisvoll an.

Früh im Tagesgrauen stand Friedel im Hemdchen vor des Vaters Bett. Es hatte eine fremde Männerstimme im Hof gehört.

„Was willst du denn, Kind?“ sagte die Mutter erschrocken.

Der Vater lächelte.

„Gib mir einen Kuß, Friedel!“

„Nee!“

„Warum denn nicht?“

„Ich mag dich nicht leiden, Papa, gar nicht.“

„Dann gib mir zwei!“

„Ja“, sagte es mit zittrigem Stimmlein, „aber dann laß auch Lord noch einmal zu mir kommen.“

„Mag er denn!“

Das Kind öffnete die Türe.

„Lord! Lord!“

Und in gewaltigen Sägen war er die Treppe heraufgesprungen und stürzte auf

die Kleine los. Fast hätte er sie umgerannt. Sie achtete es nicht, sie umschlang ihn mit ihren beiden Armchen:

„Lord, mein Lord, mein guter Lord!“

Der Mutter standen die Tränen in den Augen. Der Vater aber sagte strafend: „Du dummes Ding! Als unser Richard von Hause ging, hast du gar nichts gesagt, und es hat dir gar nicht leid getan, nicht ein bißchen.“

„Richard ist auch kein Hund“, sagte sie schluchzend und drückte sich fester an Lord.

Dem trüben Morgen folgte ein trüber Tag. Das Kind wollte nichts essen und trinken. Traurig schlich es im Hof und Garten umher, und wenn man es suchte, saß es bei dem leeren Strohlager in der Scheunenecke. Als die Mutter abends noch einmal nach ihm sah, warf es sich unruhig in seinem Bettchen hin und her und stöhnte tief auf: „Und ich hab keine Schuld, Lord! Ich nicht, ganz gewiß nicht!“

Die Mutter fühlte ihm Stirne, Hand und Puls. „Das Kind hat Fieber.“

Der Arzt wurde gerufen, und er bestätigte es: „Fieber.“

„Soll ich meinen Mann von der Reise zurückkommen lassen, Herr Doktor?“

„Es scheint keine Gefahr vorhanden zu sein. Warten Sie noch.“

Auch am dritten Tage wollte das Fieber noch nicht weichen. Das Kind erging sich in wirren Träumen und Phantasien. Bald war es mit Lord im Garten, bald auf der Straße, bald auf

dem Heuboden, und immer dazwischen rief es: „Sei nicht böse, Lord, und ich hab keine Schuld daran!“

Spät in der Nacht kam der Vater heim.

Er fand die Mutter und den Arzt am Bett seines Lieblings und hörte seine flehenden Worte.

Mit klopfendem Herzen griff er nach den blassen Händchen, und über sein Gesicht lief es wie stiller Vorwurf.

„Weiß der Herr Doktor, was vorgefallen, Frau?“

Die Mutter nickte.

Ich hätte sie nicht trennen sollen, dachte er, wenn zwei sich so lieb haben —

Da scharrte es unten an der Haustür, da winselte und heulte es, und Nero schlug an.

„Gott sei Dank!“ rief der Vater und eilte hinunter.

Und kaum war die Haustür geöffnet, da setzte es die Treppe hinauf, ein kurzes Freudengebell, eine beschwichtigende Handbewegung der Mutter, und Lord — den zerrissenen Strick um den Hals — lag vor dem Bett des Kindes.

Das öffnete weit die Augen, richtete sich halb auf und streckte das Armchen über den Bettrand nach ihm hin: „Lord, mein guter Lord!“

Dann sank es wieder zurück, schloß die Augen und atmete still und ruhig.

In diesem Augenblick trat der Vater wieder ins Zimmer, und der Arzt sagte: „Ich glaube, morgen ist alles wieder gut.“





Tanzlied.

Hänschen mit dem Ranzen,
Komm, wir wollen tanzen!
Hast so feine blanke Schuh,
Paß mal auf und schau mir zu:
So, mein Hänschen, tanze!

Nicht so plump! Ich will dich führen.
Fuß darf kaum den Grund berühren.
Hänschen, sei doch nicht so dumm!
Flink, dreh dich noch einmal um.
So, mein Hänschen, tanze!

Welle tanzt im Bach den Reigen,
Wind tanzt in des Baumes Zweigen,
Sterne sich am Himmel drehn.
Hänschen, sollt's mit mir nicht gehn?
So, mein Hänschen, tanze!

Ja, es geht, es ist gelungen!
Nun im Takt mit mir geschwungen!
Sieh, es lachen beide Schuh.
Rundherum und immerzu
Tanz, mein Hänschen, tanze!





Maike!

Draußen an der See, mitten zwischen den Dünen wohnte ein Fischer ganz allein mit seinem einzigen Töchterchen. Das hieß Maike. Es war so schön, daß die Sonne, wenn sie es ansah, immer denken mußte: der Mond ist doch ein armer Schlucker, der kann sie nicht einmal am Tage sehen. Und wenn das Mädchen im Dünenental spielte, dann guckten die kleinen Hasen über den Rand des Dünenwalls und sahen ihm zu, und wenn es an den Strand kam, dann rief der Lusternfischer, der Strandpolizist der Vögel: „Kuckt, kuckt, kuckt!“ Und dann flogen die Möven, die Regenpfeifer, die Brandenten und alles Gevögel aus den Dünen herbei, um das schöne Kind zu sehen.

Einmal spät abends saß der Fischer sorgenvoll vor seiner Türe. Er hatte seit drei Wochen nichts gefangen. Da standen plötzlich in einer Reihe drei kleine graue Männlein vor ihm. Er meinte erst, es seien drei Hasen. Die Männlein bückten sich, und das mittlere zog sein rotes Käppchen und sagte: „Guten Abend, Herr Fischer!“

„Wer seid ihr?“ fragte der Fischer.
 „Das ist Hitje, und das ist Pitje, und ich heiße Bubbe“, erwiderte das Männlein.

„Und was wollt ihr von mir?“

„Wir kommen als Boten von Puck, dem Herrscher der Unterirdischen.“

„Und was will er von mir?“

„Er hat deine Tochter gesehen, und sie gefällt ihm.“

„Das will ich glauben!“ lachte der Fischer.

„Und du sollst sie ihm zur Frau geben“, fuhr das Männlein ruhig fort.

„Im Dünenberge steht des Königs Schloß, und alle Schätze, die das Meer seit tausend und tausend Jahren an das Land geworfen, hat er darin aufgestaut. Und wenn du ihm zu willen bist, gibt er dir so viel Geld, wie du haben willst.“

Da schob der Fischer seine Pfeife von dem rechten Mundwinkel nach dem linken und sagte:

„Ich verkaufe mein Kind nicht. Meine Maike braucht keinen Zwergkönig zu nehmen, die kann noch einen richtigen kriegen. Vorige Woche war Schiffer



Nickels Nickelsen bei mir, der erzählte mir, der König von Nordland hätte von ihrer Schönheit gehört und wolle ausziehen, sie zu freien. Grüßt Herrn Puck, und ich danke der Ehre."

"Und wir kriegen sie doch!" rief der Königsbote, und dann waren sie alle drei in der Erde verschwunden: Hitje, Pitje und Bubbe.

Aber der Fischer hütete sein Kind wie seinen Augapfel. Und er hing ihm ein Kettchen mit einem Kreuzchen um, das er noch von seiner Frau hatte. Nun konnten ihm die Unterirdischen nicht schaden.

Eines Tages saß Maike am Strande auf einem großen Sandstein. Die See war ruhig, und die Fische kamen dicht ans Ufer und tanzten vor ihr her. Da blitzte und glänzte es in der Ferne, als wenn die Sonne in einen Spiegel blickte. Und wie es näher kam, da war es ein Schiff mit silberweißen Segeln, und an dem Hauptmast flatterte eine Fahne mit einer Krone darauf. Und wie das Schiff nahe war, da sah Maike am Bug einen schönen Knaben stehen, und seine goldenen Locken und sein roter Mantel flatterten im Winde. Er beugte den Kopf über die Reeling und winkte ihr zu.

Maike wollte aufstehen, aber im selben Augenblick kam vom Dünenberg her ein Windstoß, der sie umwarf, daß sie fast ins Wasser gefallen wäre. Und ein Sturm erhob sich, und die Wellen gingen höher und höher und zischten und sausten und brausten. Und es war, als wenn tausend Arme mit großen schwarzen

Rudern ins Wasser schlugen, und der weiße Gischt spritzte bis auf die Dünenköpfe. Und das Schiff hüpfte auf und ab, als ob unten im Meere und oben in den Wolken zwei Riesenkinder säßen, die es wie einen Ball sich zuwürfen; bald war es unten im Meere verschwunden, bald stieß der Mast in die Wolken. Dann ein Heulen und Schnauben, ein Knattern und Krachen, und es versank in die Fluten. Der schöne Knabe tauchte noch einmal auf, ganz nahe am Ufer. Aber Maike sah nur noch alles wie im Nebel, sie wollte um Hilfe rufen und stürzte ohnmächtig nieder.

So fand sie der Fischer, und er trug sie in seine Hütte und legte sie in ihr Bettchen. Da schlug sie die Augen wieder auf; aber es waren nicht mehr die alten hellen Augen, sie blickten trübe und traurig. Maike war krank, und keiner konnte sie gesund machen.

Jeden Tag mußte der Fischer sie an den Strand tragen. Dann setzte sie sich wieder auf den großen Sandstein und startete auf das weite, weite Meer hinaus und sah sich die Augen müde und seufzte: Er kommt nicht. Und der Seewind schlich sich leise heran, streichelte ihr sacht die Stirn und die Backen und sumimte ein Liedchen: Warte nur, warte! Aber sie wartete umsonst und wurde immer bleicher und müder.

Und der Vater war sehr traurig. Er suchte die schönsten Muscheln am Strande und brachte sie seinem kranken Kinde. Und er band einen Strauß aus Heideglöckchen, Wundklee und Labkraut und legte ihn auf das Bettchen; aber

Maike sah es kaum. Einmal im Spätsommer fand er noch eine junge Möwe. Sie trippelte in ihrem braunen Kleidchen ängstlich vor ihm hin und her, und er fing sie und sagte: „Maike wird sich freuen.“ Da kreischte es schrill über ihm auf und flog ihm um den Kopf herum, wie wenn Segel im Winde schlagen. Die Alte! dachte der Fischer im ersten Augenblick, und im nächsten: Vielleicht ist es ihr einziges Kind, vielleicht ist es auch krank, und dann setzte er das Junge sogleich auf die Erde.

„Dank! Dank!“ schrie es aus den Lüften.

Und Maike war krank und blieb krank, und der Fischer saß vor seiner Tür und stützte den Kopf und wußte nicht ein noch aus. Und wie er aufblickte, da standen die drei Männlein wieder vor ihm in einer Reihe. Und sie bückten sich, und das mittlere zog sein rotes Käppchen und sagte: „Gruß und Wort von König Puck, und wenn du ihm deine Tochter zur Frau geben willst, wird er sie wieder gesund machen. Sonst muß sie sterben.“

„Gesund? Wenn sie wieder gesund wird, so will ich alles tun!“

„So nimm ihr das golden Kettlein ab und trag sie heut abend, wenn es dunkel ist, an den Strand.“

Und der Fischer tat es.

Da kam ein leises Klagen übers Wasser, und ein Boot zog durch die Wellen. Und hinter ihm her schimmerte ein Funkenweg im Wasser, und jeder Ruder Schlag war Licht und Glanz. Der Mond ging auf, und da kam das Boot selber aus dem Dunkel ins Helle, und

über seinen Bord lehnte sich ein schöner Knabe.

„Bist du's?“ schrie Maike auf. „Lebst du?“

„Ich lebe“, klang es langsam traurig zurück.

„Vater! Vater! er lebt! Nun werd ich wieder gesund.“

„Und wirst meine Frau“, wisperte ein Stimmchen, und vor ihr stand der König der Unterirdischen, ein goldnes Krönlein auf dem Kopf.

„Deine Frau?“ rief Maike entsetzt. „Nimmermehr!“

„Dein Vater hat es gelobt.“

„Aber ich nicht, ich tu's nicht.“

„Dann muß er auch sterben.“

„Wer?“

„Der König von Nordland, der dich freien wollte und den ich gefangen habe.“

„Laß ihn leben, und ich will deine Frau werden.“

Da faßte der König Maike bei der Hand, und tausend kleine Männlein sprangen wie die Sandhasen vom Boden empor, umtanzten sie und jubelten: „Nun hat er sie, nun hat er sie!“

Aber im selben Augenblick schoß es saugend durch die Lüfte herab, gerade auf des Königs Kopf, und eine Möwe flog mit seiner Krone davon. Dicht vor dem Fischer ließ sie sie fallen. Der hob sie schnell auf und steckte sie unter sein Wams.

„Wir haben keinen König mehr, wir haben keinen König mehr!“ höhnten die Männlein.

Da fiel Puck vor dem Fischer auf die Kniee und bat: „Gib mir doch meine Krone wieder!“

„Kannst du haben“, sagte der Fischer gelassen, „wenn du mein Kind frei gibst und den jungen fremden König dazu.“

„Du hast mir doch versprochen, sie sollte meine Frau werden.“

„Einem König habe ich sie versprochen, aber du bist kein König mehr, du hast ja deine Krone verloren. Du bist ein Sturm-macher und ein Strandräuber, du alter Puck!“

„Wir haben keinen König mehr!“ schrien die kleinen Männlein.

„So gib mir meine Krone“, flehte Puck, „und ich lasse sie frei.“

„Beide?“

„Beide.“

„Und schwörst, dich nie zu rächen?“

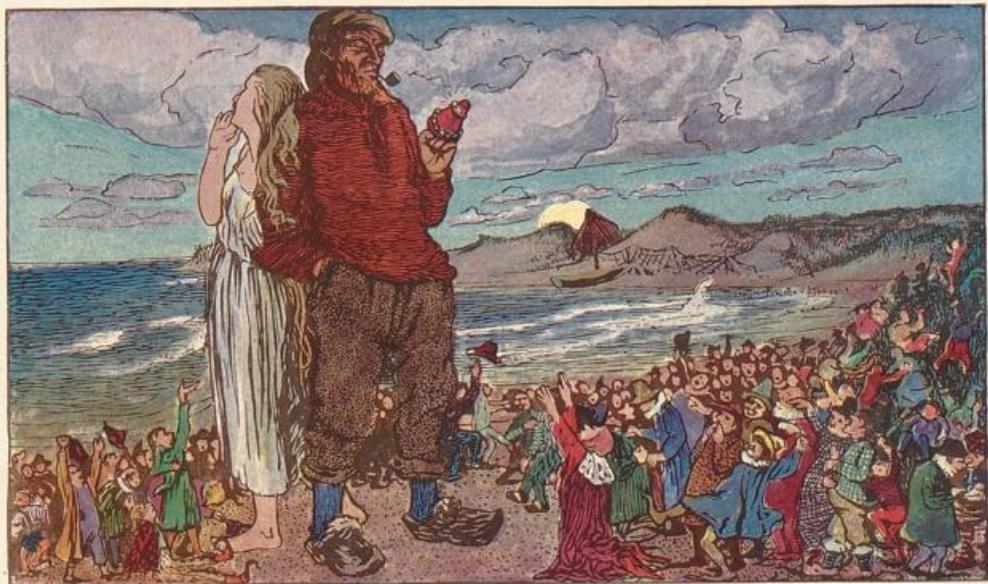
„Ich schwöre. Gib sie nur her!“

„Gib du zuerst.“

Und Puck winkte, und der Kahn fuhr ans Land, und der Königssohn und Maïke fielen sich in die Arme.

Da gab der Fischer die Krone zurück. Und aus den Lüften erscholl ein Geschrei, das klang wie Hurra! und eine Möwe umflog sie in raschem Flug.

Und als Maïke und der Königssohn aufschauten, da kam ein großes leuchtendes Dreieck über das Meer; es war, als ob die Sterne zu einer schimmernden Kette dicht aneinander gerückt wären. Und als es näher kam, da sahen sie, daß es ein Schiff war, sein Schiff, auf dem die goldnen Lichtlein von Mast zu Mast glänzten, und sie stiegen alle drei hinein und fuhren nach dem Lande, das da wartete auf seinen jungen König und die junge Königin.





Wie die erste Möwe auf die Alster kam.

Habt ihr schon einmal im Winter die Möwen auf der Alster gesehen? Tausende und Tausende fliegen da umher, schreien und pfeifen, schießen pfeilschnell nieder und gleiten dann wieder in weitem Bogen durch die Luft. Ihr meint, es sei immer so gewesen. O nein, noch vor wenigen Jahren war auch nicht eine einzige dort.

„Wie sind die denn da hingekommen?“

„Das will ich euch genau erzählen. Weit, weit von hier am Meeresstrande spielten einmal viele Kinder, Knaben und Mädchen. Sie kamen aus einer großen Stadt und hatten ganz blass, schmale Gesichter, und nun sollte das Meer sie wieder gesund machen. Und das Meer war ganz gut zu ihnen und sagte: „Seid nur nicht bange, ich tu euch nichts. Meine Wellen sind auch Kinder, die laufen gern

hin und her, damit könnt ihr Kriegen spielen.“

Und da spielten sie Kriegen mit ihnen, die Jungen allein, und die Mädchen allein. Und die Jungen bauten sich Schiffe im Sand und Burgen mit Türmen und Wällen und Tunnels, und die Mädchen legten sich Gärten an mit schönen Beeten, pflanzten die graugrünen Grashalme hinein und die blauen Glockenblumen und den gelbroten Hornklee. Und dann kamen die Wellen und nahmen ihnen alles weg, und dann gingen die Kinder wieder von vorn an.

Ganz allein nach der Seite der Mädchen hin lag ein kleiner Junge auf einem weichen Kissen. Der konnte nicht mitspielen, er hatte ein lahmes Bein. Ab und zu kam ein kleines Mädchen und brachte ihm eine Blume oder streichelte

ihm mit seiner Hand über das blonde Haar: „Armer Heini!“

Aber Heini schüttelte den Kopf. Sie sollten ihn in Ruhe lassen. Er lag so gern allein in der weichen, warmen Sonne und guckte hinaus auf das weite Meer, auf dem ganz hinten die Halligen schwammen und mit ihren kleinen Häuschen herüberwinkten. Aber viel lieber noch guckte er den Möwen zu, die kreischend und pfeifend um ihn herumflogen. Nein, wie die geschickt waren, wie die fliegen konnten! Bald sausten sie senkrecht nieder, bald glitten sie schräg abwärts, und flügelweit vom Grunde stiegen sie wieder empor, drehten sich um sich selbst, erhaschten die Stückchen Brot, die er ihnen zuwarf und schwebten darauf ruhig hin und her.

So eine Möwe möcht ich wohl sein, dachte er, und versuchte dabei das lahme Bein zu strecken, aber es wollte nicht gehen. Dann fuhr er plötzlich zusammen. Ein Schuß war gefallen, da vor ihm auf dem Wasser. Er sah noch den Rauch aufsteigen. Und wie er den Kopf reckte, um genau zu sehen, da tönte es über ihm wie ein leises Wimmern, und dicht neben ihm in den Sand fiel eine blutende Möwe hin. Er griff mit beiden Händen danach und zog sie an sich. Sie war am linken Fuß getroffen. „Armes Ding!“ sagte er und streichelte ihr den Kopf, gerade wie die Mädchen taten, wenn sie armer Heini! sagten.

Und da kamen sie alle herbeigelaufen, erst die Mädchen und dann die Jungen. Und jeder wollte die Möwe sehen, und jeder wollte sie haben. Aber Heini

sagte: „Sie gehört mir, und keiner kriegt sie.“

„Ich auch nicht?“ fragte die Schwester Lisbeth.

Schwester Lisbeth war die beste von allen, und alle Kinder hatten sie lieb.

„Sie, Schwester Lisbeth“, sagte Heini stotternd, „Sie — Sie kriegen sie auch nicht.“

Da fingen alle Kinder an zu lachen, und Heini fing an zu weinen. „Warum weinst du?“ fragte Schwester Lisbeth.

„Wenn Sie mir die Möwe wegnehmen, will ich lieber sterben.“

„Wenn wir aber den armen Vogel nicht verbinden und pflegen, muß er sterben.“

„Da! Schwester Lisbeth.“

Und er reichte ihr die Möwe hin. Und in den nächsten Wochen lagen zwei mit einem lahmen Bein auf dem Sand am Strande und guckten auf das Meer und dachten, wer doch fliegen könnte!

Und Heini ließ seine Möwe nicht. Und er nahm sie mit sich nach Hamburg in den kleinen feuchten Keller am Alsterfleet.

Die Mutter schalt zuerst. „So 'ne Dummheit, als ob wir nicht schon Esser genug wären, so'n dummes Tier.“

Aber Heini bat: „Mutter, laß sie mir man; du brauchst ihr nichts zu geben. Ich geb ihr immer was von mir ab.“

Und bald hatte die Mutter sie ebenso lieb wie Heini. Und wenn sie von der Arbeit nach Hause kam, fragte sie gleich: „Wo ist unser Möwi?“ Dann kam die Möwe unterm Stuhl oder unterm Tisch oder unterm Bett hervor, flog Heini auf die Schulter und guckte sie

mit großen Augen an, als ob sie sagen wollte: Da bin ich!

Und die Nachbarskinder kamen auch, um das merkwürdige Geschöpf zu sehen. Und die kleine Maus brachte ihr einmal einen kleinen messingnen Ring mit und sagte, den müsse Heini ihr an den Fuß binden, dann könne sie nicht wegfliegen.

Wegfliegen? daran hatte Heini noch gar nicht gedacht. Das war ja nicht möglich. Nun wollte er gar keinen Besuch mehr haben; am liebsten war er auch mit seiner Möwe allein. Wie war sie so fein und zierlich und so geschickt. Sie hinkte nur noch ein klein wenig. Und klug war sie. Alles konnte er ihr erzählen und alles verstand sie. Stundenlang saß er mit ihr an dem kleinen Fensterchen, das nach der Alster ging. „Siehst du, das ist eine Schute“, erklärte er ihr, „die kennt man bei euch auf dem Meere nicht, und das ist ein Ewer, und das ist ein Fletenkieker. Weißt du noch, wie wir am Strand gelegen haben, in der warmen Sonne? So schön wie am Meer ist es hier nicht. Im Sommer komm ich auch vielleicht wieder hin, und dann nehme ich dich mit. Willst du auch?“ Und ihre kleinen, hellen Auglein glänzten, und sie nickte mit dem Kopf: Ja, gern!

Aber eines Tages war sie ganz traurig und wollte nicht mehr essen und trinken und nicht mehr mit ihm spielen. „Was fehlt dir nur?“ fragte er. „Kuck doch mal, es ist hier so schön warm, und draußen ist es kalt; auf dem Flet schwimmen schon Eisstücke. Freu dich doch, daß du hier bist. Möchtest wohl

mal gern die Sonne sehen? Mutter hat gesagt, das dauert noch vier Wochen, dann kommt sie da um die Ecke. Kuck da! Siehst du nicht? Da!“

Und er machte das Fensterchen auf — o weh! da war sie ihm aus dem Arm gehuscht und schwamm auf dem Flet. Und schlug mit den Flügeln und tauchte unter und kam wieder hoch und sah ihn an: Hier ist's doch schöner!

Hätte er nicht das böse Bein gehabt, er wäre ihr nachgesprungen. Nun weinte er und schluchzte, daß die Nachbarsfrau herbeikam: „Junge, wat fehlt di denn?“ Er zeigte auf das Flet. Sie lachte: „Heß em fleegen sehn? Dat oll Deert fall wull wedderkomen.“

Aber sie kam nicht wieder, ob er noch so viel lockte: „Möwi, mein Möwi, komm doch, Möwi!“ Bis dicht unters Fenster hin schwamm sie, fraß die Bissen, die er hinwarf, aber wenn die Mutter nach ihr greifen wollte, war sie fort.

Erst blieb sie in der Nähe des Hauses und war noch immer zu sehen. Dann schwamm sie weiter, wohl in die Alster hinein, blieb stundenlang, dann tagelang fort, und als die Sonne um die Ecke guckte, gerade in das Fensterchen hinein, kam sie gar nicht wieder.

Und Heini wartete und wartete.

Und so kam der Frühling, und so kam der Sommer, und Heini wurde immer trauriger, und sein krankes Bein tat ihm immer weher.

„Wir müssen ihn wieder ins Hospiz schicken“, sagte der Doktor.

Da leuchteten Heinis Augen. — — —

„Bitte, Schwester Lisbeth, bitte, nicht

so weit vom Wasser weg. Da auf der Bühne, da ist es so fein kühl. Das tut gut!“

Und sie brachte ihn auf die Bühne, und er lachte verschmigt in sich hinein.

Nun war er allein, und die kleinen Mädchen quälten ihn nicht mehr so, und die Möwen flogen um ihn her.

Die Möwen! Wo seine Möwe wohl war? Warum sie von ihm fortgeflogen war? Ob sie ihn wohl wieder kennen würde? Er würde sie gewiß aus tausenden herausfinden, aus tausenden. . .

„Da, da, das ist sie, das ist sie — da — da!“

Und er kroch an den Rand der Bühne, beugte sich weit über, streckte beide Hände vor: „Möwi! Möwi!“ — und fiel ins Wasser.

Ein schrilles, gelles Geschrei! Und eine Möwe flog laut kreischend um die Stelle, wo er versunken war.

Auch Schwester Lisbeth hatte das Geschrei gehört, und eh die Kinder merkten, was geschehen war, sprang sie ins Wasser und holte Heini heraus.

„Gottlob, er lebt noch!“

Aber die Möwe flog noch immer kreischend um die Stelle herum. Und andre, viele andre flogen herzu und umkreisten die Bühne, und sie erzählte ihnen

alles von dem guten Heini, von dem dunklen Stübchen, von dem engen Fleet und von der schönen Alster.

Und als der Winter wiederkam, da führte sie ihre Schwestern, wohl hundert Stück, zu dem gesegneten Fleckchen nahhaften Wassers, und in den folgenden Wintern zogen wohl an die tausend und noch mehr hin.

Und Heini? Der war von dem großen Schreck erst ganz krank geworden und in dem heftigen Fieber rief er immer: „Möwi! Mein Möwi! Mutter, mein Möwi!“ Dann aber wurde es besser, und als er zu Kräften kam, o Himmel! da konnte er auch sein lahmes Bein wieder strecken und beugen.

Jetzt geht er schon zur Schule, und nachmittags hilft er der Mutter Zeitungen austragen.

Und wenn ihr im Winter an der Alster vorbeikommt, da an der Ecke Jungfernstieg und Alsterdamm, und seht dort einen rotbackigen, blonden Jungen mit einer blauen Mütze stehen, der in der einen Hand einen Pack Zeitungen hält und mit der andern den Möwen kleine Stinte hintwirft und dabei mit fröhlich heller Stimme ruft: „Da, Möwi, da!“ dann wißt ihr — das ist Heini.“





Ecke Neckepenn.

Und so war's gekommen

 Hinter dem Haus war ein Garten, und hinter dem Garten war eine Wiese. Mitten auf der Wiese war ein kleiner See, und auf dem See lag ein grünes Boot.

Die beiden Jungen hatten mit den Stühlen Kapitän und Schiff gespielt, und das Schiff war gestrandet und hatte einen großen Lärm gemacht.

Da sagte die Mutter: „Kinder, geht in den Garten und spielt, ich kann's nicht mehr aushalten. Ich wollte, der Vater wär erst wieder da.“

Die Mutter war aber krank.

„Ach, Mutter“, sagte Hans, „wenn wir doch einmal auf einem ganz großen Schiff fahren könnten!“

Hans war der große Junge.

„Und einen ganzen Sack voll Zucker und Schokolade darauf“, sagte Heinz und schmeckte mit der Zunge.

Heinz war der kleine Junge.

Und da gingen sie in den Garten.

Fünfmal liefen sie um das kreisrunde Beet, dreimal versteckten sie sich in einen Busch, und einmal setzten sie sich auf die Bank.

Dann gingen sie langsam hintereinander her, Hans voran, blieben an der Garten-

tür stehen, guckten sich um, faßten die Klinke an, guckten sich noch einmal um, öffneten die Tür und sprangen auf die Wiese. Hei, war das schön! Lauter grünes Gras, und man durfte hintreten, wohin man wollte.

„Guten Morgen, Löwenzahn! Guten Morgen, Hahnenfuß!“

Und da standen sie bei dem kleinen See.

„Guten Morgen, Entchen!“

Und da standen sie bei dem grünen Boot.

Sie durften nicht hineinsteigen, das wußten sie; aber anfassen durften sie es wohl.

„Ach, wenn man doch einmal eine ganz weite Reise machen könnte“, sagte Hans „nach Afrika, nach Amerika, oder nach Blankenesel! Ach, wär das schön!“

Da schrien helle, wilde Knabenstimmen: „holl (halt) faß, (fest) holl em faß!“

Und über den Graben herüber sprang ein weißgraues Häslein, quer über die Wiese und mitten in das Boot hinein.

Die schreienden Jungens hinterdrein.

„Rettet mich! rettet mich!“ rief das Häslein und sah die Kinder mit großen, angstvollen Augen an. Da sprangen sie in das Boot hinein, Hans und Heinz, banden es los und faßten jeder ein Ruder an. Und das Häslein stellte sich an das

Steuer, drehte es mit der rechten Vorderpfote, und das Boot ging vorwärts, immer weiter und weiter. Erst über den kleinen See, dann vom See in ein Bächlein, vom Bächlein in den Fluß und vom Fluß in den Strom.

Die beiden Jungen guckten gar nicht auf. Gras und Büsche und Bäume und Häuser liefen an ihnen vorbei, immer schneller und immer weiter. Dann leuchtete es plötzlich hell auf und schäumte und rauschte.

„Jetzt bin ich gerettet“, sagte das Häslein.

Und da guckten sie auf.

„Wo sind wir denn?“ fragten sie.

„Im Meer, in dem großen weiten Meer.“

„Und wohin sollen wir denn?“

„Zum König Eke Neckepenn auf der Düneninsel.“

Da guckten sie das Häslein genauer an. Und Heinz sah, daß es ein Ei unter dem Halse trug und mit dem Kinn festhielt.

„Bist du der Osterhase?“ fragte er.

„Nein, der bin ich nicht.“

„Du hast aber ein Osterei.“

„Das ist kein Osterei. Seht her! Es ist ganz grau und hat braune Flecken und sieht aus wie ein Möwenei, aber mitten herum läuft ein ganz feiner goldener Reif. Das ist ein Königsei, und ich bin ein Königshase!“

„Was ist das, ein Königshase? Erzähle doch!“

„Mitten im Meer liegt die Düneninsel, und auf der Düneninsel am Strande steht eine kegelrunde Düne, so hoch, daß

die Wolken ihr einen Kuß geben, wenn sie darüber ziehen. Und in der Düne wohnt der Strandkönig Eke Neckepenn. Er ist kaum so groß wie ihr, aber alle die Unterirdischen, die kleinen, flinken Höhlenswerge, müssen tun, was er sagt. Und wenn er wütend wird, dann kommen wilde Stürme, und das Meer braust und schäumt, und die Schiffe gehen unter.“

„Ist er jetzt auch wütend?“ fragte Hans.

„Jetzt ist er sehr wütend.“

„Müssen wir denn auch untergehen?“

„Wir nicht, wir tragen ja das Königsei.“

„Muß Vater denn untergehen, der mit dem Schiff von Amerika kommt?“

„Das weiß ich nicht.“

„Ach nein, nein! Und warum ist denn König Eke Neckepenn so wütend?“

„Weil man ihm das Königsei fortgenommen hat. In dem Königsei steckt ein Prinz oder eine Prinzessin. Jeden Tag wurde es in die Sonne gelegt, und die Möwe flog darüber hin und her, und die Heidelerche sang dem kommenden Königskind ihr Lied. Wir Königshafen aber sprangen um es herum und machten unsere schönsten Männlein. Da gab es eines Tages auf einmal einen Knall, wie wenn eine hohe Welle sich überschlägt, und die Möwe fiel tot nieder ins Meer. Und die Heidelerche flog davon, und ich sprang in eine Schlucht, und die Zwergge krochen in die Höhle, und das Königsei lag allein im Sande.

Und da stand ein großer, schwarzbärtiger Mann da und hatte eine Flinte in der Hand. Und er guckte nach der toten Möwe im Meer, und er sah das Königsei, steckte es in die Tasche und ging fort.

Aber Eke Neckepenn kam wütend aus der Höhle. „Wo ist mein Königsei, wo ist mein Königskind?“

Und der Himmel wurde finster, und die Wolken zogen so schnell über die Düne, daß sie sie gar nicht küssen konnten. Und der Sturm kam. Die Wellen stürzten sich weißschäumend bis an die Dünen, und der Flugand wirbelte auf und stach und stieß den Mann ins Gesicht wie hunderttausend feine Nadeln, daß er entsetzt in die tiefsten Dünentäler floh, bis dahin, wo die Menschen Häuser bauen und Eke Neckepenns Reich aufhört. Aber Eke Neckepenn schrie immerzu: „Mein Königsei, mein Königskind!“

Da lief ich in der großen Not hinter dem Manne her, versteckte mich im hohen Dünengras, guckte heraus, machte einen Sprung, lief dem Manne durch die Beine und ließ mich fangen.

Und da nahm er mich mit, ganz weit weg nach seinem Hause. Und er schenkte mich und das Ei seinem kleinen Töchterchen.

Und heute morgen, als es mich auf dem Schoß hatte und mit mir im Garten spielte, da sah ich das Ei im Grase liegen, drei Sprünge weit. Und da reiße ich mich los, mache die drei Sprünge in einem, nehme das Ei und fort, fort, fort! Das Mädchen schreit auf, die Jungens hinter mir her, ich über die Hecke, den Graben, auf die Wiese, — und da habt ihr mich gerettet.“

„Und jetzt?“

„Jetzt fahren wir nach Eke Neckepenn, und ihr sollt reich belohnt werden.“

Und das Boot mit dem Königshafen,

dem Königsei und den beiden Jungen flog schnell wie der Wind übers Meer, haushoch und abgrundtief; doch kein Tröpflein Wasser kam hinein, es trug ja das Königsei.

Aber Eke Neckepenn stand vor seiner Dünenhöhle am Strand und war noch immer wütend. Und er schrie laut auf, und der Sturm schrie noch lauter, und er sprang die Düne auf und ab, und die Wogen sprangen noch höher und tiefer.

Weit in der Ferne, wo der schwarze Himmel auf dem schwarzen Wasser lag, kam ein Schiff daher.

„Das soll mir Bruch und Buße zahlen!“ schrie er und pustete mit beiden Backen.

Und als er gerade einen Atem voll ausgepustet hatte, da flog das grüne Boot um die Ecke, und der Königshase rief: „Wir haben es! Gerettet, gerettet!“

Und die drei stiegen ans Land, und der Königshase erzählte, wie es gekommen war.

„Und diese beiden Menschenmännlein haben dir geholfen?“

„Diese beiden wackeren Jungens.“

„Dann muß ich sie wohl belohnen?“

„Das mußt du wohl, du bist ja ein König.“

„Nun gut. So habt ihr drei Wünsche frei. Aber erst will ich euch mein Schloß zeigen und der Königin das Ei bringen.“

Aber Hans, der große Junge, guckte mit bangem Gesicht übers Wasser.

„König Neckepenn, da hinten schaukelt ein Schiff, und ich glaub, es will untergehen.“

„So laß es untergehen!“

„Aber auf dem Schiff sind Menschen.“

„So laß sie untergehen!“

„König Neckepenn, aber auf dem Schiff ist vielleicht mein Vater. Rette ihn, o rette ihn!“

König Neckepenn machte ein finsternes Gesicht.

„Rette ihn, höre, wie der Sturm faust, hör den Schrei, das war seine Stimme. Rette ihn!“

„Rette!“ bat der Hase. „Sieh, wie das Königsei glänzt.“

Da lächelte Eke Neckepenn vor Freude, und die Sonne brach durch die Wolken, ein heller Schein flog übers Meer, und es glättete sich und ward ruhig.

„Danke schön! Eke Neckepenn!“ sagte Hans.

„Bitte schön“, sagte Eke Neckepenn, „aber der erste Wunsch ist nun erfüllt. Jetzt habt ihr nur noch zwei. Kommt!“ Und sie gingen in das Königsschloß. Zuerst war es darin dunkel wie die Nacht. Sie kamen durch einen tiefen, finsternen Gang, der gar kein Ende nehmen wollte.

Dann ward es dämmerhell.

„Wir sind im Muschelsaal“, sagte der Hase.

Und als Heinz und Hans sich umsahen, da waren die Wände aus lauter Muscheln, aus großen und kleinen, aus runden und spigen, und von allen Seiten glitzerten sie blau und weiß und rot und gelb. In der Mitte des Saales standen in einem Kreis kleine Sessel aus grünen Muscheln, und in der Mitte der Sessel stand ein Thron aus einer einzigen großen purpurroten Muschel, und vor

dem Thron standen zwei große Dünendisteln, die leuchteten in graublauem Schimmer.

Und sie gingen weiter, und es ward noch heller, so hell wie bei Sternen- und Mondenschein. Von den Decken, von den Wänden und Türen glänzte und schimmerte es. Überall hingen fünf kleine rötliche Streifen, die wie Finger nach allen Seiten gespreizt waren, aber da, wo sie zusammenliefen, glänzte ein Edelstein, so hell und so groß wie ein Stern. Und der Stern mitten in der Decke war größer und heller als alle anderen.

„Das ist der Seefernsaal“, sagte der Königshase. Und dann ward es hell wie der Tag.

Nicht wie bei hellem Sonnenschein, nein, so wie wenn die Sonne sich einen leichten weißgrauen Wolkenschleier vorgesteckt hat. Alle Wände und alle Tische und Stühle und Schränke waren mit feinen weißen Perlen verziert. Das waren die Tränen, die die Mütter und Frauen um untergegangene Schiffer geweint hatten. Es waren viele hunderttausend Perlen in dem Perlensaal.

Und in der Ecke des Zimmers lag eine ganz große blauweiße Perle, und in der Perle lag die Königin.

Sie war krank vor Kummer und schlief.

Da trat Eke Neckepenn an ihr Bett:

„Wach auf, Frau Königin, das Königsei ist wieder da!“

Da schlug die Königin die Augen auf, und als ihr Eke Neckepenn das Ei gab, da sah sie es so warm und so leuchtend an, daß die Schale auseinander sprang,

und mitten darin lag die kleinste, schönste Prinzessin von der Welt.

„O, wie schön!“ riefen Hans und Heinz.

Und da gewahrte die Königin die beiden Jungen.

„Wer sind die?“ fragte sie erschrocken und versteckte schnell die Prinzessin in die Perle.

Und Ecke Neckepenn erzählte ihr alles.

Und der Königshase stand dabei und nickte: „Ja, so ist es, das sind zwei echte Kerle, der Hans und der Heinz.“

„Sind sie schon belohnt worden?“ fragte die Königin.

„Sie haben noch jeder einen Wunsch“, sagte Ecke Neckepenn. „Nun wünschst doch, aber erst seht euch einmal um, und nicht bloß zur Seite, auch gerade aus.“

Und als sie geradeaus sahen, da war es, als ob sie durch eine dünne, helle Glaswand auf den Meeresgrund guckten. Und hinter der Glaswand blühten die schönsten Rosen, die sie je gesehen, da funkelten glänzende Steine, und da schwammen bunte Fische, und noch weiter, ganz hinten, da waren kleine schwarze Pferde mit weißer Mähne, die sprangen immer auf und ab.

„Das sind meine Wellenpferde“, sagte Ecke Neckepenn, „und wenn ich sie wütend anschreie, wachsen sie haushoch. Nun wählt euch, Kinder!“

„Ich möchte mal auf einem ganz großen, großen Schiff fahren“, sagte Hans.

„Soll geschehen“, sagte Ecke Neckepenn. „Und du, Kleiner?“

Da sprang der Kleine zum Perlenbett

hin, streckte die Hand nach dem kleinen Mädchen aus und sagte:

„Schenk mir das! Ich will's auch ganz weit weglegen, daß mir keiner daran kommt. Es ist so niedlich, schenk mir's doch!“

„Nein“, sagte Ecke Neckepenn, „das müssen wir behalten. Aber du sollst auch eine kleine Prinzessin haben, warte nur!“

„Laß sie jetzt nach Hause gehen“, bat die Königin, „sie haben eine Mutter.“

Und da kam der Königshase, um sie fortzuführen.

„Adjö, Frau Königin! Adjö, Ecke Neckepenn!“

„Adjö, Kinder!“

Als sie draußen vor der Dünenhöhle standen, da hielten sie die Hand über die Augen, aber von dem Meere war nichts zu sehen. Eine himmelhohe Mauer türmte sich vor ihnen auf.

„Was ist das, Königshase?“

„Das ist das Schiff Mannigfuald, das größte Schiff der Welt; das soll euch schnell nach Hause bringen.“

„Da kann man ja gar nicht raufkommen.“

„Doch. Tretet hier auf den breiten Ball, beide, so!“

Sie traten darauf. Der Ball aber war ein Springball, und wie sie ihn berührten, wupps, sprang er mit ihnen in die Höhe, gerade auf das Schiff. Sie beugten sich über die Reeling.

„Leb wohl, Königshase, leb wohl!“

Aber sie konnten ihn nicht mehr sehen, und er konnte sie nicht mehr hören. So hoch war das Schiff.

Und nun guckten sie sich um.

Die Masten gingen bis in den Himmel hinein, und die Segel sahen aus wie breite weiße Wolken.

Mitten auf dem Deck stand eine große, runde Badewanne, und ein Mann in weißem Kittel fuhr in einer Jolle darin umher.

„Was ist denn das?“ fragten die Kinder.

„Das ist die Suppenschüssel“, sagte der kleine Schiffsjunge. „Der Koch fischt jetzt die Klöße raus; ich muß sehen, daß ich was mitkriege.“

Fort war er.

Da kam ein Mann aus der Takelage gestiegen, mit schneeweißem Haar und schneeweißem Bart.

Der Obermaat guckte ihn forschend an.

„Ah, du bist es, Haik Haulke! Bist alt geworden. Da du rauffstiegst, war dein Haar noch hellblond.“

„Es ist ein langer Weg“, sagte Haik Haulke müde, und strich sich langsam den Bart.

Dann trat er und der Obermaat schnell an die Seite, und die Kinder sahen sich erschrocken um.

Pferdegetrappel erscholl in der Ferne und kam näher und näher.

Und da sauste es daher, hoch zu Ross.

„Wer war das?“ fragten die Kinder ängstlich.

Da stand der Schiffsjunge wieder hinter ihnen und kaute mit beiden Backen.

„Das war der Kapitän“, sagte er, „der gibt seine Befehle nur zu Pferde, und weil das Schiff so groß ist, muß er im Galopp von einem Ende zum anderen reiten.“

„Hiev Anker, Braß voll!“ ertönte es da dumpf.

Und die Ketten klirrten, und die Segel blähten sich, und das Schiff rasste davon.

Wo ist die Düne? Fort. Wo ist die Insel? Verschwunden. Die Seehunde stürzen sich erschrocken von der Sandbank ins Meer, da springt ein Leuchtturm vorbei, und da ist schon das Land.

Wieder sauste der Kapitän vorüber. „Seil (Segel) nieder! Fall Anker! Stopp!“ Und das Schiff stand handbreit vom Ufer wie ein Pferd, das im schnellsten Galopp mit einem Ruck zum Stehen gebracht wird.

Der Kapitän winkte dem alten Matrosen und kam auf die Kinder zu.

Diesmal zu Fuß.

„Haik Haulke“, sagte er, „deine Zeit ist um, du hast mir treu gedient. Hier, nimm deinen Lohn und bring mir die Jungens nach Hause.“

Und er gab ihm einen Beutel, schwer von Gold. Haik Haulke nahm ohne weiteres die beiden Jungens, den großen unter den rechten Arm, den kleinen unter den linken, setzte sich rittlings auf die Strickleiter, schlug die Beine darum und rutschte schnell wie der Wind hinunter und just in das kleine grüne Boot, das hinten am Heck befestigt war. Und nun ruderte er davon. Von dem Meer in den Strom, von dem Strom in den Fluß, von dem Fluß in den Bach, von dem Bach in den kleinen See, der da mitten auf der Wiese war, hinter dem Garten bei dem Haus.

„Hurra, da sind wir!“ Und Hans und Heinz sprangen aus dem Boot auf die Wiese und liefen in den Garten und guckten sich nicht einmal nach ihrem Fährmann um.

„Sind Jungens“, sagte Haik Haulke und fuhr langsam zurück.

Hans und Heinz aber stürmten ins Haus hinein.

„Mutter, da sind wir! Und das Schiff! Und Ecke Neckepenn, Mutter! Und die Königin! Und das Schiff! O, Mutter!“

Da trat ihnen die alte Wärterin entgegen.

„Stille! Stille! Wo wart ihr denn? Der Vater ist auch wieder da. Aber die Mutter ist nicht wohl und liegt zu Bett. Kommt mal her, ganz leise, leise, ihr sollt euer Wunder sehen. Stille!“

Und sie gingen ganz leise in die Kammer. Und da lag die Mutter im Bett und hatte ein kleines Mädchen im Arm, ein Schwesterchen, das war gerade so klein und so fein wie die Prinzessin im Dünenschloß. Und die Mutter drückte es an sich, und ihre Augen leuchteten. Und der Vater stand daneben. Und seine Augen leuchteten auch.





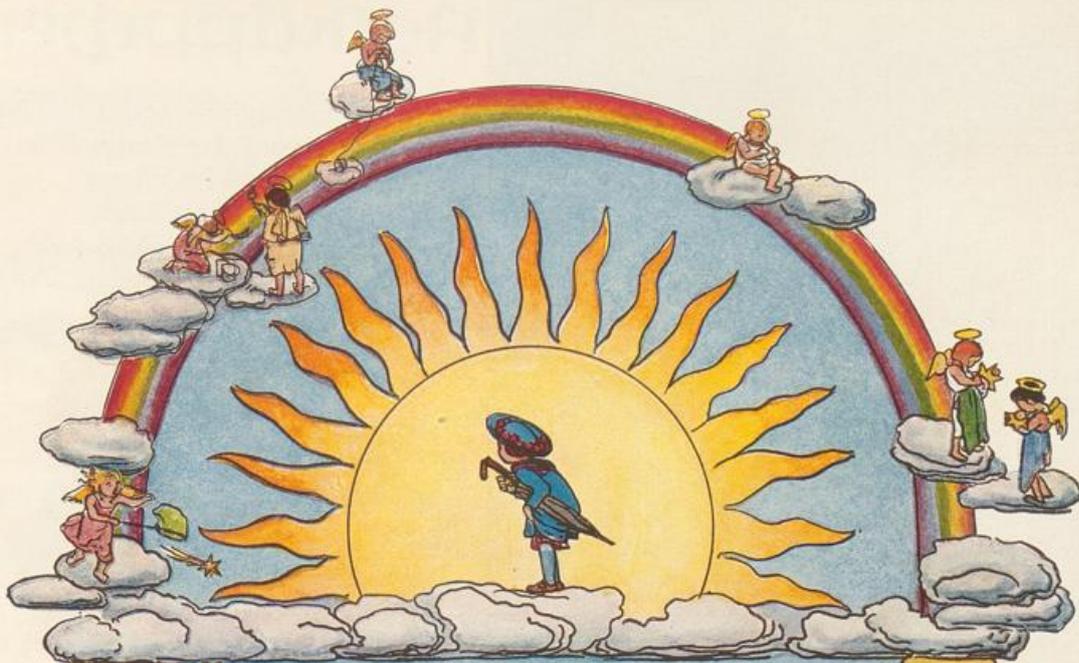
In der Muschel.

Wo ist denn mein Anuchen?
Wo ist meine Maus?
Ist nicht im Garten
Und ist nicht im Haus.

Da liegt eine Muschel,
Eine große am Strand.
Drin sitzt eine Perle,
Die kostet ein Land.

So komm doch, mein Anuchen!
Ich weiß, was ich tu.
Ich schenk dir die Perle
Und das Land noch dazu.

Auf brech ich die Schale.
Wo steckt nur mein Kind?
Da springt's aus der Muschel
In den Arm mir geschwind!



Ännchens Himmelfahrt.

In Hut und Mantel, kleines Ännchen?
Wohin soll denn die Reise gehn?
Was schaust du immer nach dem Himmel?
Man kann nicht in die Sonne sehn."

„Ich nehme mir die große Leiter
Und steig zum Himmel fix hinauf.
Ich will den lieben Gott besuchen,
Dann mach ich flink die Sonne auf.

Dann guck ich in sein schönes Zimmer:
Gu'n Tag, du lieber Herrgott du!
Er schenkt mir was. Dann sag ich: danke!
Und mach die Sonne wieder zu."



Rotkäppchen.

Der Sonnenstrahl stiehlt heimlich
Sich durch der Zweige Grün
Am Waldesrand im Moose
Die bunten Blumen blühen,
Und leis von jedem Busch es hallt:
Rotkäppchen wandert durch den Wald.

Die kleinen Sträucher zeigen
Die roten Beeren: Nimm
Die hohen Bäume flüstern:
"Gib acht, es ist gar schlimm!
Ganz fern des Jägers Büchse knallt
Rotkäppchen wandert durch den Wald.

Was rauscht da im Gebüsch?
Was wispert bang der Wind?
Was hackt der Specht am Baume?
Bleib auf dem Weg, mein Kind!
Und ringsum blühts, es lockt und schallt.
Rotkäppchen wandert durch den Wald.





Es war ein böses Wetter. Der Sturm sprang mit lautem Hallo auf die Bäume, zerrte sie hin und her und riß ihnen die letzten Blätter von den Zweigen.

„Daß mir die Kinder bei dem Wetter im Hause bleiben!“ sagte der Förster.

Die Försterin nickte und setzte hinzu: „Der Hexenmeister ist los.“

Und die Jungen sprangen ans Fenster, preßten das Gesicht an die Scheiben und sahen mit Sehnsucht und Grausen in den Wald hinaus. Wie das schwankte und wankte, wie das rauschte und pfiff und knatterte!

Das kleine Mädchen stand an der Tür und wartete, bis Vater und Mutter außer Sicht waren.

Morgen ist Mutters Geburtstag, dachte es, im Garten blüht auch rein

nichts mehr, und ich möchte doch so gern ein Blümchen haben. Im Walde find ich gewiß noch eins. Ich weiß ja die besten Stellen, und bange bin ich gar nicht.

Und da stand es auch schon draußen. Erst ein paar zagende, leise trippelnde Schritte, und dann lief es weiter und weiter in den Wald. Die niedrigen Zweige schlugen ihm ins Gesichtchen, die Buchenbäume steckten die Köpfe zusammen und piffen: Wohin? wohin? wohin? und die alten Föhren schüttelten die Häupter und knurrten grimmig: Zurück! zurück!

Aber das Mädchen hörte es kaum. Nur weiter, weiter. Durch Gras und Busch und Strauch. Da kam das Bächlein ihm entgegengesprungen. Bei dem find ich gewiß noch ein Vergißmeinnicht,

dachte das Kind, und eilte freudig zu ihm hin. Aber das Bächlein sang nicht und plauderte nicht wie zur Sommerzeit, es polterte und schalt: Fort, fort, fort!

„Dann sind ich vielleicht an der alten Burgmauer eins. Da sind sie geschützt vor dem rauhen Nordwind.“ Vorsichtig schritt es über den schmalen Steg und lief nach dem grauen Gemäuer hin. Und richtig — da unter dem falben Laub leuchtete es hervor. Doch als es danach griff, hatte es ein Eidechselein in der Hand, das guckte mit glänzenden, wissenden Augen zu ihm auf. „Dich kann ich nicht gebrauchen“, sagte das Kind und ließ das Tierchen wieder sacht zu Boden gleiten. Das aber schlüpfte nicht fort, sondern guckte es immer wieder an, als wollte es sagen: Bleib! bleib!

„Ich werde doch noch eine Blume finden“, tröstete sich das Kind und eilte weiter. Wilder und wilder brauste der Sturm in den Kronen, aber es hörte ihn kaum. Allmählich lichtete sich der Wald, und da, wo die letzten Bäume standen, erhob sich ein Wall von gelbem, welkem Laub. Es wollte darüber klettern mit Händen und Füßen. Da fühlte es etwas Warmes und Weiches, und aus dem Laub richtete sich ein Reh auf und blieb still vor ihm stehen.

„Saulpelzchen hast geschlafen?“ lachte das Kind, aber das Reh schüttelte den Kopf, und als das Mädchen an ihm vorbei wollte, stellte es sich ihm stracks in den Weg und guckte es mit großen, traurigen Augen an.

„Dummbart! was willst du denn? Wenn du noch eine Blume wärst!“

Und als das Reh gar nicht weichen wollte, legte das Mädchen beide Hände auf den Rücken des Rehs, machte einen Sprung und schoß kopfüber darüber hinweg, mitten in das Laub hinein. Als es sich wieder herausgekrabbelt hatte, war das Reh fort, und das Mädchen stand oben auf dem Wall. Hinter dem Wall lag eine weite, dürre Wiese; aber unten am Fuße des Walls, just mit dem Kopf aus dem Laub heraus, da leuchtete eine Sonnenblume.

„Endlich!“ jauchzte das Mädchen, sprang hinunter, pflückte die Blume und war mit beiden Füßen auf der Wiese.

Aber im selben Augenblick fauste und brauste es heran. Und es hörte hinter sich, ganz nah, ein Rufen wie von Vater und Mutter und den Brüdern, doch als es sich umfah, standen da nur vier Weiden an einem Bach. Und eine schwarze Sturmwolke kam geflogen, und aus der Wolke streckte sich eine große weiße Hand, und sie packte das Mädchen und hob es empor und hui, ging es über die Wiese hinweg, hinweg über Gräben und Gruben, über Steingeröll und Felsen, und gerade hinein in einen hohen steinernen Turm, der mitten zwischen den Felsen auf einem steilen Berge stand.

Und als das Mädchen eben wieder zu Atem gekommen war, da stand ein riesengroßer Mann vor ihm mit langem weißem Haar und Bart, mit bleichem, kaltem Gesicht und roten Augen und einer roten Nase.

„Kennst du mich?“ schrie er mit heiferer, rauher Stimme. „Ich bin der Hexenmeister. Dein Vater ist mein Feind, er

hat mir ganze Stücke von meiner Wiese genommen und Bäume darauf gepflanzt. Der Spigbub! Aber jetzt kann ich mich rächen.“

Und er wollte das Kind anfassen, und seine Hände waren so eiskalt, daß es dem Kinde schauderte, noch ehe er es berührt hatte. Und in seiner Angst streckte es wie abwehrend die Hand aus, in der es noch die Sonnenblume hielt, und schluchzte leise: „Mutter! Mutter!“

Als der Hegenmeister die Blume sah, wich er erschrocken zurück.

„Wirf das Ding da von dir!“ schrie er. Aber das Kind umklammerte sie nur noch fester, und jedesmal, wenn er auf es zuging und ihm was tun wollte, hielt es ihm die Blume entgegen, und jedesmal wich er zurück. Da legte er sich aufs Bitten und wollte seine Stimme ganz weich machen. Aber das Kind lachte über den alten Knasterbart und ließ die Blume nicht, auch im Schlafe nicht.

Am anderen Tage, da Mutters Geburtstag war, wollte es nichts essen und trinken, so traurig war es.

Aber am dritten Tage schmeckte es ihm wieder, wenn auch der Hegenmeister ihm nichts anderes vorsetzte als immer kalte Suppen. Nur am Sonntag gab es auch rote Grütze.

Da saß es nun in dem hohen steinernen Turme und hatte nichts bei sich als seine Blume.

Viele Monate saß es da, und wenn es zum Fenster hinausguckte, dann sah es nichts als weite, weite Schneefelder.

Und einmal sah es steil an dem Turm hinunter. Da regte sich etwas Weißes unten im Turmgraben. Erst dachte es,

der Wind triebe den Schnee in die Höhe, aber wie konnte der Wind da unten hinkommen, zwischen Fels und Turmwand? Und als es nochmals hinuntersah, da erkannte es, daß das Weiße ein großer Vogel, ein Schwan war.

Und da lief es in sein Turmzimmer zurück und holte die letzten Bröckchen aus der Suppe und warf sie hinunter.

Und der Schwan aß sie auf und guckte dankbar zu ihm empor.

Nun lief es Tag für Tag vielemal ans Fenster und schaute nach dem Schwan hinunter und warf ihm die weichen Bröckchen zu, und freute sich, wenn er sie aß und zu ihm auffah.

Einmal stand es wieder am Fenster. Der Hegenmeister war nicht zu Hause. Ein heller Sonnenstrahl lief über die weißen Schneefelder, aber ein dunkler Schatten flog gleich hinter ihm her und wollte ihn einfangen, als ob er etwas Böses getan hätte; aber er kriegte ihn nicht.

„Ach, wenn ich doch auch so schnell laufen könnte, dachte das Mädchen, immer weiter nach Vater und Mutter!“

Da sah es den Schwan, und er reckte den Hals empor.

„Nein nicht ohne dich! Dann wärest du ja ganz verlassen. Ich kann doch noch den Himmel sehen, und ich habe meine Blume bei mir. Aber du bist da unten ganz allein in dem dunklen Graben, mein armer Schwan!“

Und eine Träne fiel aus seinem Auge, gerade auf den Kopf des Schwanes.

Da breitete er die Flügel aus und hob sich aus der Tiefe und schwebte

empor, höher und höher, und da war er dicht vor dem Fenster und sagte nichts weiter als: „Komm mit! Komm mit!“

Da schwang sich das Mädchen auf die Fensterbank und setzte sich auf den Rücken des Schwanes.

Leicht und sicher flog er davon — über Felsen und Steingeröll, über weite, weite Schneefelder, über eisbedeckte Seen und Ströme immer weiter, bis der Schnee verschwand und mitten im Sonnenschein eine hellgrüne Wiese lag.

Auf der Wiese stand der Michel und hütete die weißen Gänse mit ihren jungen gelben Gößeln.

„Wo kommst du denn her, lüttje Deern?“ fragte er, „und was hast du da für eine große Gans?“

„Das ist keine Gans, das ist ein Schwan, aber kannst du mir nicht sagen, wo mein Vater wohnt? Er ist Förster.“

„Das weiß ich nicht, lüttje Deern, aber wenn du hier bleiben und mir auf die Gänse passen willst, kann ich mal die andern Jungens fragen. Hörst du, wie sie schreien. Die spielen Krieg da hinten. Willst du?“

„Ja, gern.“

„Aber dann nimm dich vor dem Kolk da in acht. Der ist ganz tief, und keiner kann darüber gehen.“

„Warum nicht?“ Da liegt ja doch ein Balken über.“

„Aber der Balken liegt nicht fest. Wer ihn betritt, fällt ins Wasser und muß ertrinken. Wenn du von dem Hexenmeister gehört hättest —“

„Ich habe ihn gesehen.“

„Ach, du dumme Deern, mach mir nichts weiß, und paß mir gut auf die Gänse und die Gößeln.“

Damit lief er fort und spielte Krieg mit den andern Jungens und dachte nicht mehr an das kleine Mädchen.

Und das Mädchen hütete die Gänse und wartete und wartete auf Antwort.

Hinten auf den Feldern pflügten die Bauern, eine Lerche trillerte hoch in der Luft, gerade über seinem Kopfe, und zu seinen Füßen sahen die kleinen, feinen Gänseblümchen freundlich zu ihm empor.

Und es kam immer näher an den Kolk heran, und da stand es dicht am Rande.

Wie schwarz er ausah! Wie ein böses Auge guckte er es an. Es wollte fortlaufen, aber an der anderen Seite des Wassers standen vier Weidenbäume, zwei große und zwei kleine, und sie sahen es so traurig an, als ob sie sagen wollten: „Komm doch, Kind, hilf uns doch!“

Und da hatte es schon einen Fuß auf dem Balken, und da — den andern. Und der Schwan war dicht hinter ihm. Als es aber mitten auf dem Wege war, da fing der Balken an, sich zu drehen, immer schneller und schneller, daß das Kind sich kaum oben halten konnte. Und der Himmel wurde dunkler, ein kalter Wind schauerte daher, und dicke Hagelschloßen fielen nieder.

Da sah das Mädchen sich um.

„O weh, der Hexenmeister! da kommt er über die Wiese!“

Mit großen Schritten eilte er heran. Schon stand er auf dem Steg und

wollte nach dem Kinde greifen, da flog der Schwan in die Höhe, schlug mit den Flügeln in sein Gesicht, er schwankte und stürzte in die Tiefe. Doch auch das Mädchen war so erschrocken, daß es fehltrat und ins Wasser fiel. Aber es war nah am andern Ufer. Und der eine Weidenbaum beugte sich über das Kind und fing es mit seinen langen Zweigen auf, und als das Mädchen die Augen aufschlug, da lag es in den Armen der Mutter. Und der Vater und die beiden Brüder standen neben ihm.

„Wo ist der Hexenmeister?“ fragte es bange.

„Der ist in dem Wasser ertrunken“, sagte der Vater. „Er hat uns alle verzaubert, als wir dich suchen gingen,

du böses Kind, aber jetzt ist alles wieder gut.“

„Und wo ist mein Schwan?“

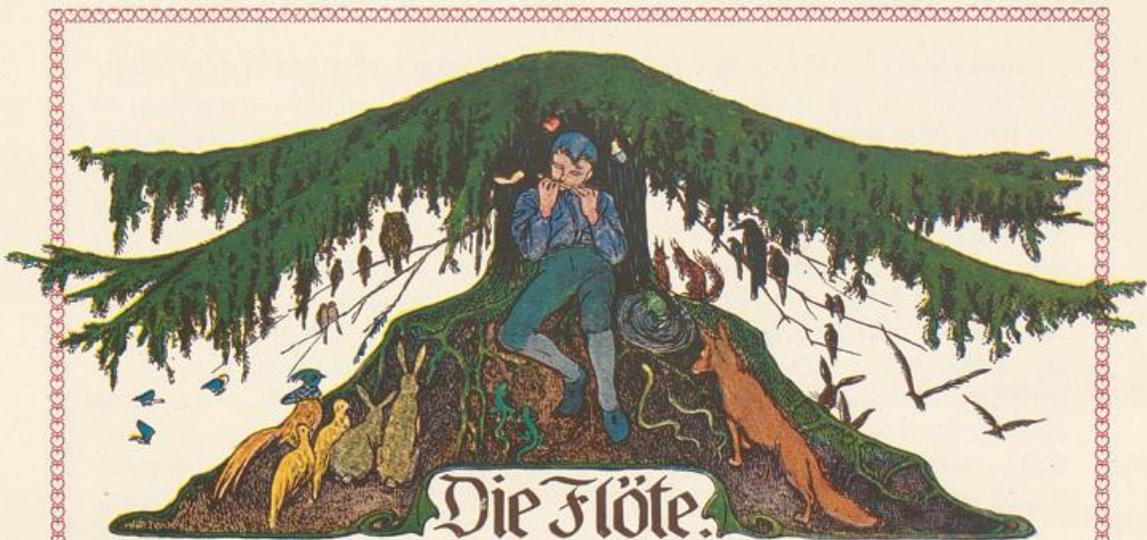
Da trat ein schöner junger Königssohn hinter dem Vater hervor, und seine blonden Locken glänzten in der Sonne noch heller als die Krone auf seinem Haupte.

Und er gab ihm die Hand und küßte es und sagte: „Deine Tränen haben mich aus der Macht des bösen Hexenmeisters erlöst. Du sollst meine Frau werden. Willst du auch?“

„Ja“, sagte das Mädchen, „aber erst muß ich meiner Mutter die Blume geben, die ich ihr zum Geburtstag gepflückt habe.“

Und es reichte ihr die Sonnenblume, die es noch immer in der Hand hielt.





Ein Schäfer hatte einmal zwei Söhne. Der ältere hütete die Schafe, und der jüngere tat nichts lieber als die Flöte blasen. Als der Vater gestorben war, sagte der Große zu dem Kleinen: „Was willst du hier noch? Vom Flötenblasen können die Schafe nicht leben, die müssen Gras und Klee haben. Nimm deine Flöte und geh in die Welt.“

„Das tu ich gern“, sagte der Junge. „ich hab's schon immer gewollt, aber ich mochte nicht fortgehen, so lange der Vater noch lebte. Darf ich denn nichts mitnehmen?“

„Ja, deine Flöte! Was wolltest du denn sonst noch?“

„Vaters Stock und Hut!“

„Die kannst du haben.“

Da ging der Junge denn fort und zog weiter und immer weiter und kam zuletzt an einen großen Wald. Vor dem

Wald stand ein alter Mann; der sagte zu ihm: „Geh nicht hinein. Hinter dem Wald liegt das verwünschte Königsschloß; aber noch keiner ist so weit gekommen.“

„Dann will ich so weit kommen“, sagte der Junge. „Ich bin nicht bange.“

„Wenn du so einer bist, dann geh nur und merke dir: Wer alles verliert, gewinnt alles.“

O, dann hab ich's gut, dachte der Junge, ich kann leicht alles verlieren und schritt fröhlich weiter.

Auf einmal hörte er aus einem Busch ein banges Piepsen und Krächzen, und als er zuguckte, da lag da ein junger Rabe, der aus dem Nest gefallen war. Er war noch nackt und hatte nur ein paar Federchen am Hals und an den Flügeln.

„Armes Tierchen!“ sagte der Junge, nahm seinen Hut ab und setzte es hinein. In demselben Augenblick kamen die beiden

Alten geflogen, faßten den Hut mit dem Schnabel, einer rechts und einer links und husch, schwirren sie damit hinauf hoch auf den Baum in ihr Nest. Der Junge sah ihnen lachend nach. „Den hätten wir gehabt. So hoch kann ich nicht klettern!“ und ging weiter.

Und wieder nach einer Weile hörte er ein angstvolles Schreien und Wimmern. Er eilte hinzu und sah, wie ein großer Raubvogel ein Rehkalbchen gepackt hatte und damit fortfliegen wollte. Da fauste sein Stock durch die Luft und traf den bösen Vogel. Der ließ das Rehlein fallen, hielt aber den Stock zwischen den Klauen fest und flog damit hoch in die Wolken. Der Junge sah ihn nach, ob der Stock nicht wieder herunterfiel, aber er kam nicht wieder. So gehe ich ohne Stock, dachte er frohgemut, meine Beine sind ja noch jung und stark und ging weiter.

Als er nun wohl so tausend Schritte gegangen war, da hörte er ein jämmerliches Schluchzen und Weinen. Er eilte darauf zu, und da saß auf einem dicken Stein an einem dunklen See ein kleines Mädchen. Die schwarzen Haare hingen ihm lose den Nacken hinunter. Die Händchen hatte es an den Kopf gedrückt und weinte und weinte. Er ging auf es zu, streichelte ihm mit der Hand übers Haar und sagte: „Was fehlt dir denn Dirnlein, sag?“ Da fing es an noch lauter zu weinen und zu schluchzen. Da setzte er sich neben es, nahm seine Flöte und spielte darauf. Erst leise und traurig, dann immer lauter und lustiger. Da sprang das Mägdlein vom Stein herab

und tanzte auf dem grünen Waldboden umher und tanzte dreimal rund um den See herum und blieb mit hellem Lachen vor ihm stehen. „Bist du jetzt zufrieden?“ fragte er. Da schüttelte es den Kopf. „Was willst du denn noch?“

„Deine Flöte.“

Das war das erste Wort, das es gesprochen hatte.

Da sprang er vom Stein auf und ging drei Schritte zurück. Wie es ihn aber so groß und bange anguckte, da drehte er die Flöte noch einmal in der Hand herum, hielt sie ihm hin und sagte: „Da!“

Da hielt es die Flöte an den Mund, ein schriller Pfiff erklang, und mit einem wilden Schrei sprang ein struppiger schwarzer Zwerg aus dem Gebüsch heraus in den See. Das Kind aber lachte laut auf und lief davon. Er wollte ihm nach, aber da stieß er mit dem Kopf gegen einen dicken Baum und fiel hin wie tot.

Am andern Morgen pickte ihm etwas ins Gesicht, und als er die Augen aufschlug, da standen die beiden Raben vor ihm, und sein Hut und sein Stock lagen neben ihm. Und er saß unter einem hohen mächtigen Tannenbaum und hielt die Flöte in der Hand. Und vor ihm lag eine große, helle Wiese mit bunten Blumen. Und am Rande der Wiese standen hohe dunkle Kiefern, und ganz hinten waren weiße himmelhohe Felsen.

Da setzte er seine Flöte an den Mund und spielte und spielte so wunderschön wie er es noch nie gekonnt hatte. Und die Blumen neigten sich zu ihm hin, und die Schmetterlinge gaukelten heran, und von den Felsen her flogen die Adler

zu ihm herunter. Zwischen den Bäumen aber von den leuchtenden Wiefenhängen her kamen drei Rehe geschritten. Und eins blieb am Abhang stehen, und das zweite kam etwas näher, und das dritte stellte sich dicht vor ihn hin. Und alle drei guckten ihn an und nickten ihm zu, wie drei Boten, die etwas zu bestellen haben. Da stand er auf und nahm Stock und Hut und Flöte. Die Raben flogen vor ihm her, und als er zu dem ersten Reh kam, da knickte es mit dem rechten Vorderfuß, drehte sich um und ging an seine linke Seite. Und als er zu dem zweiten kam, da machte das es gerade so, stellte sich aber an die rechte Seite. Und als

er bei dem dritten war, da sprang es hinter ihn. Da guckte er von der Höhe in das tiefe Tal vor ihm hinab und wieder hinauf zu den hohen Felsen, die dahinter ragten. Und aus dem Tal her kam das kleine Mädchen gesprungen und rief: „Komm, komm, wir warten auf dich!“ Und sie zeigte nach den Felsen.

„Da hinüber müssen wir?“ fragte er erstaunt.

„Nein, da hinein“, lachte sie, „das sind ja die Mauern von dem Schlosse meines Vaters.“

Und es nahm ihn bei der Hand, und sie schritten zusammen in das Königsschloß.





Der Spielmann.

In König hatte einen Sohn, den er über alles liebte und war sonst nichts auf der Welt, was ihm lieb war. Seine Frau war tot. Sie war so gut gewesen, daß alle Bettler aus dem ganzen Reich immer an den Hof gekommen waren, um sich eine Gabe von ihr zu holen. Und als sie plötzlich starb, da meinte der König, ein Bettler habe wohl die böse Krankheit mitgebracht und die Königin angesteckt. Und da befahl er, daß nie wieder ein Bettler an den Hof kommen dürfe.

Einmal spielte er mit seinem Sohn im Garten. Es war Frühling, und die Bäume blühten. Der König schüttelte sie sacht, und wenn die weißen Blüten herunterfielen, rief er: „Da kommt ein Stück Zucker, schnapp, mein Junge!“ Und der Junge machte den Mund weit auf, und der König lachte zum ersten Mal wieder nach dem Tode seiner Frau.

Da drang vom Hof her ein leises, weiches Geigenspiel. Der König guckte über die Mauer und runzelte zornig die Stirn. „Ein Bettelmann? Schlafen meine Diener denn?“

Der Knabe aber bat: „Ach, Vater, laß mich den Spielmann sehen!“

„Nein“, schrie der König, und als ein Diener kam, rief er ihm zu: „Wirf dem Alten ein paar Groschen hin und jag ihn vom Hofe.“

Am folgenden Tag stand der König mit seinem Sohn wieder im Garten und zeigte ihm, was für Bäume da wüchsen. Da klang vom Hof her wieder das Geigenspiel. Und der Knabe flehte: „Horch, Vater, wie schön! So was Schönes hab ich noch nie gehört! Ich möchte ihm immer, immer zuhören. O, laß ihn doch weiterspielen!“

„Fort mit dem Kerl“, zürnte der König, „knallt ihm die Peitsche um die Ohren!“

Und am dritten Tag, der Königssohn saß gerade über seinen Büchern, da stand der Spielmann wieder im Hofe und spielte noch viel schöner als die Tage vorher. Und der Knabe beugte sich aus dem Fenster und lauschte und lauschte. Der König aber geriet in Wut, ballte die Faust und schrie: „Dieser freche Bettler! Heßt die Hunde auf ihn, schlägt ihn tot!“

Als man aber die Hunde von der Kette gelassen hatte, war der Spielmann fort, und als sich die Diener nach dem Königssohn umsahen, war auch er verschwunden. Und keiner wußte wohin.

Und der König schickte Boten durch das ganze Land, und sie suchten und suchten und fanden ihn nicht. Und dann zog er selber aus und suchte ein ganzes Jahr lang und konnte sein Kind nicht finden. Da wurde er sehr traurig und weinte. Und weinte so lange, bis er sich die Augen ausgeweint hatte.

So saß er nun immer in dunkler Nacht und dachte an seinen verlorenen Sohn und an seine tote Frau. Ach, wenn die noch lebte, die hätte ihr Kind gewiß wiedergefunden. Und wie er das dachte, da war's ihm, als ob sie neben ihm stände, und er hörte ihre feine, sanfte Stimme:

„Such nur, mußt immer weiter gehen,
Und kannst du hören, so wirst du auch sehen.“

Da fing er wieder an zu wandern und tastete sich mit seinem Stock über die Straßen und über die Wege durch Wald und Feld. Und die Krone von seinem Haupte fiel nieder und blieb an

den Dornen hängen, und die Kleider an seinem Leibe wurden alt und zerrissen, und sein Bart ward grau und zerauft. Wenn die Leute ihn sahen, sagten sie: „Ach, der arme blinde Mann!“ Und gaben ihm ein Stückchen Brot oder einen Pfennig in die Hand und keiner dachte, daß es der König wäre. So zog er drei Jahre als Bettelmann durch seine Lande und lernte alles Leid und Elend der Menschen kennen.

Einmal, es war wieder Frühling geworden, kletterte er einen Berg hinauf und setzte sich müde auf einen großen Stein am Wege. Zwei Vöglein flogen um ihn her, und er ließ das Stück Brot, das er in der Hand hatte, niederfallen, und sie kamen ganz dicht heran und pickten davon. Und dicht am Wege lag eine grüne Wiese, und Kinderstimmen klangen von dort herüber. Und wie er hinzehrte, ob nicht die Stimme seines Kindes darunter wäre, da spielte es auf einmal auf einer Geige, ach, so süß, so schön! Hatte er jemals so was Schönes gehört? Und von der Wiese her scholl Gesang der Kinder dazwischen. Und ein Zittern lief durch seinen ganzen Körper, und er streckte die hagere, bleiche Hand nach dem Geigenklang hin und rief: „Ich weiß, wer du bist. Du, du, ich hab dir unrecht getan. Vergib! Vergib!“

Und wie er das sagte, fiel die Nacht von seinen Augen, und er schaute in den hellen Frühlingsmorgen. Und vor ihm stand sein Knabe, groß und gesund, und er spielte die Geige.





Wiegenlied.

Suse, bruse, wie weht der Wind!
Wiegt unser Kindchen, dann wächst es geschwind.

Weht um das Gärtchen, schlüpft durch das Tor,
Klettert am Apfelbaum hurtig empor,
Pocht an das Fenster: „Liegt's schon in Ruh?“
Wirft dir ein goldenes Apfelmchen zu.

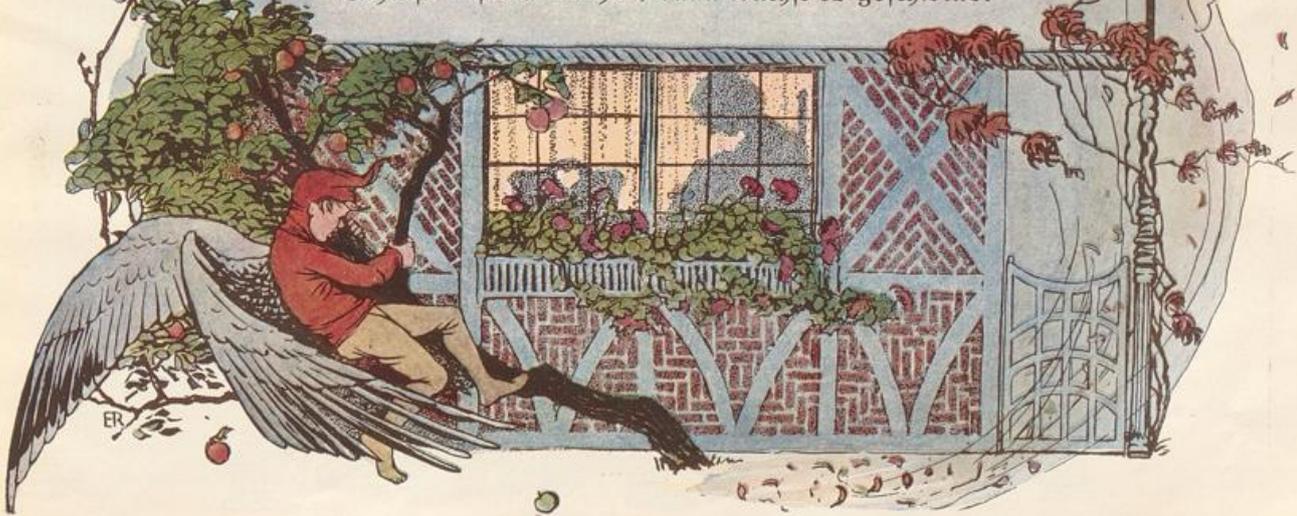
Suse, bruse, wie weht der Wind!
Wiegt unser Kindchen, dann wächst es geschwind.

Weithin fliegt er über das Meer,
Bringt dir ein weißes Schiffchen daher,
Und aus dem Schiffchen — schläfst du schon, Maus?
Springt ein gefatteltes Pferdchen heraus.

Suse, bruse, wie weht der Wind!
Wiegt unser Kindchen, dann wächst es geschwind.

Hoch dann zum Himmel nimmt er den Lauf,
Fragen die Engel: „Ist's Kindchen noch auf?“
Pflückt ihm ein Sternlein mit goldenem Licht.
Erst mußt du schlafen, sonst kriegst du es nicht.

Suse, bruse, wie weht der Wind!
Schläft unser Kindchen, dann wächst es geschwind.



ER



An der Strassenecke.

An der Straßenecke, in der Häuser Gedränge,
 In der Großstadt wogender Menschenmenge,
 Inmitten von Wagen, Karren, Karossen
 Ist heimlich ein Märchenwald entsprossen,
 Von leisem Glockenklingen durchhallt:
 Von Weihnachtsbäumen ein Tannentwald.
 Da hält ein Wagen, ein Diener steigt aus
 Und nimmt den größten Baum mit nach Haus.
 Ein Mütterchen kommt und prüft und wägt,
 Bis endlich den rechten sie heimwärts trägt.
 Verloren zur Seite ein Stämmchen stand,
 Das faßte des Werkmanns ruhige Hand.
 So sah ich einen Baum nach dem andern
 In Schloß und Haus und Hütte wandern,
 Und schimmernd zog mit jedem Baum
 Ein duftiger glänzender Märchentraum. —

Frohschaukelnd auf der Zweige Spigen
 Schneeweißgeflügelte Englein sitzen.
 Die einen spielen auf Zinken und Flöten,
 Die andern blasen die kleinen Trompeten,
 Die wiegen Puppen, die tragen Konfekt,
 Die haben Bleisoldaten versteckt,
 Die schieben Puppentheaterkulissen,
 Die werfen sich mit goldnen Nüssen,
 Und ganz zuhöchst, in der Hand einen Kringel,
 Steht triumphierend ein pausbäckiger Schlingel.
 Da tönt ein Singen, ein Weihnachtsreigen —
 Verschwunden sind alle zwischen den Zweigen.
 Doch am Tannenbaum hängt, was in Händen sie trugen.
 Ein Jubelschrei schallt, und von unten lugen
 Mit Auglein, hell wie Weihnachtslichter
 Glückselig lachende Kindergesichter.





Weihnachten bei den Großeltern.

Heut Abend, als wir zu euch gingen,
Da war in der Luft ein leises Klingen,
Da war ein Rauschen, man wußt' nicht woher,
Als ob man in einem Tannenwald wär,
Da huschte vorüber und ging nicht aus
Ein heimliches Leuchten von Haus zu Haus.
Der Mond kam über die Dächer gesprungen:
„Wohin noch so spät, ihr kleinen Jungen?
Ihr müßt ja zu Bett, was fällt euch ein?“
Und lachte uns an mit vollem Schein.
Da lachten wir wieder: „Du alter Klöner,*)
Heut Abend ist alles anders und schöner,
Und glaubst du's nicht, kannst mit uns gehn,
Da wirfst du dein blaues Wunder sehn.“
Da sprang er leuchtend uns voran,
Bei diesem Hause hielt er an.
Wir gingen hinein mit froher Begier
Und Klingen und Rauschen und Leuchten ist hier.

*) Klöner, niederdeutsch = Schwäger.

Das Tannenbäumchen.

Im Wald, unter hohen Buchen versteckt,
Hat sich ein Tannenbäumchen gereckt.
„Ich steh so ganz im Dunkel hier,
Keine Sonne, kein Sternlein kommt zu mir,
Hör nur die andern davon sagen,
Ich darf mich nicht vom Plage wagen.
Ach, ist das eine traurige Geschichte!
Und ständ so gern auch mal im Licht!“

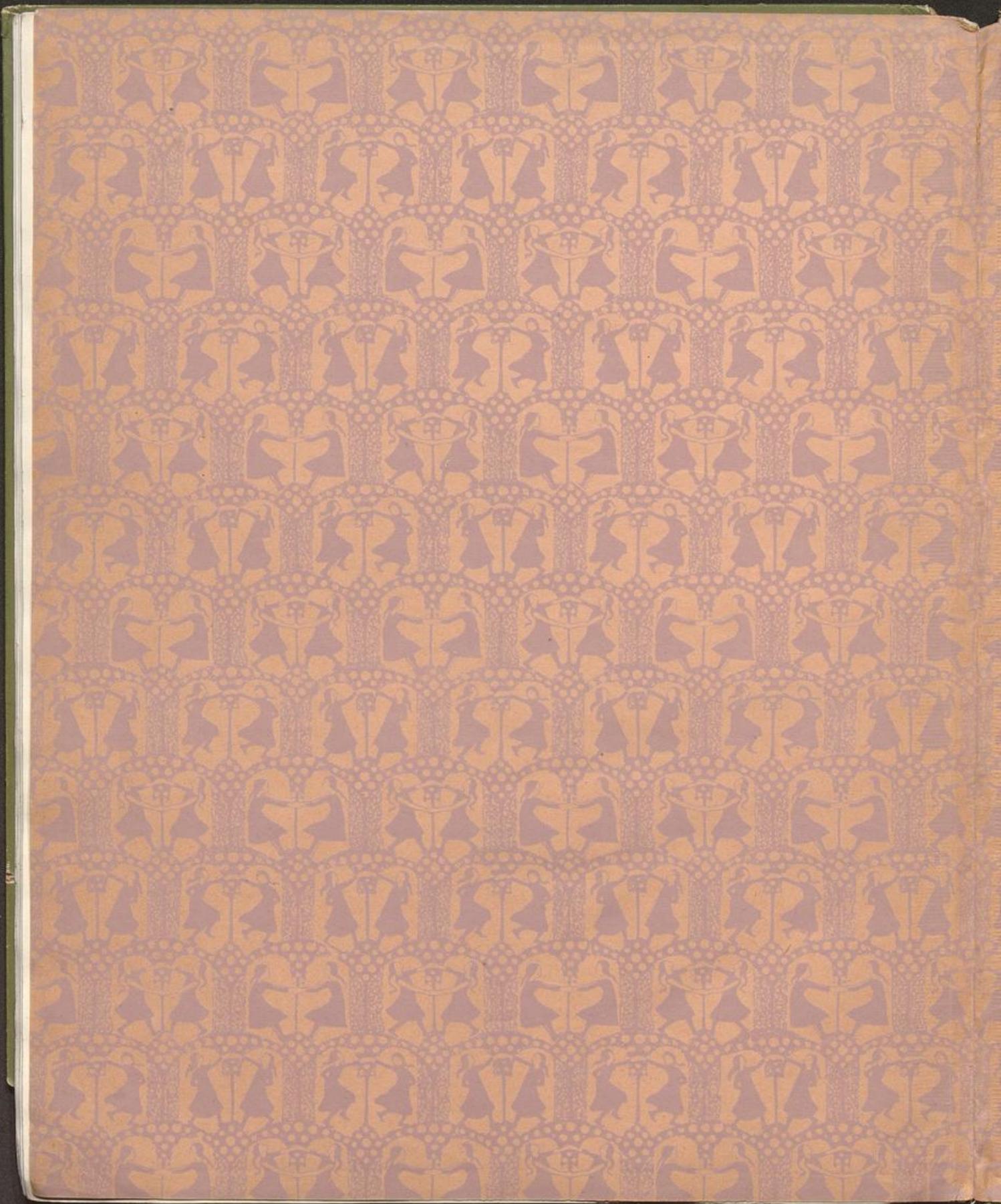
Hoch durch den weiten Weltenraum
Verloren flog ein goldner Traum,
Flog hin und her im Lichtgesieder
Und dacht: Wo laß ich heut mich nieder?
Ist wo ein Hüttchen dunkel und arm?
Hat wo ein Seelchen Kummer und Harm,
Dem ich auf meinen leuchtenden Schwingen,
Könnst heute eine Freude bringen? —

Das Bäumchen steht in Licht und Schein.
Wie mag das wohl gekommen sein?



D 18

48







03SR3802